VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) *# 0132*



dezember 2021

versorgerin Nr. / 132 / dezember 2021 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF,** Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Der Roman »Der futurologische Kongress« des Schriftstellers Stanisław Lem beginnt mit der zeitgemäßen Überlegung, wonach jene in die Galaxis fliegen, welche die Sorgen der Erde satt haben. *Magnus Klaue* nimmt Lems Ablehnung der Gattungsbezeichnung »Science-Fiction« für sein Werk zum Ausgangspunkt eines kleinen Porträts des vor 100 Jahren Geborenen. In der Gegenwart ist Weltraumtourismus bislang Spielfeld gelangweilter Millionäre, deren Gebaren *Svenna Triebler* skizziert. Ein zentrales Thema von Lems Buch ist die Selbstnarkotisierung einer Zivilisation, die sich nicht mehr ertragen kann und selbst täuschen muss, weil sie sich enttäuscht hat. Damit beerbt Lems »Psychemie« Religionen als »Opium des Volkes« – diese hatten als Gegenstand der Kritik aber zumindest ein aufklärerisches Moment. *Johannes Hauer* begibt sich in deren Nebelregionen, um zu ergründen, warum die Kritik der politischen Ökonomie Anleihen an religiösen Sprachbildern nimmt.

Identitätspolitische Debatten teilen mit Religionen oft deren Dogmatismus; sowohl *Sara Rukaj* und *Nico Hoppe* in ihrem Beitrag, als auch *Richard Schuberth* im ausführlichen Interview kritisieren Voraussetzungen und gemeinsame Annahmen der – bei oberflächlicher Betrachtungen – antagonistischen Ansichten.

Handfestere Kämpfe wurden vor 250 Jahren im Zuge von Errichtung und Niederschlagung der Pariser Kommune ausgefochten – die genaue Opferzahl ist nicht bekannt, wohl aber die Nummern, mit denen manche Gefallenen versehen und fotografiert wurden. Den Überlegungen dahinter versucht *Anton Tantner* auf die Spur zu kommen. Der Kurs der aktuellen österreichischen Bundesregierung wurde kommuniziert als zwanglose Koalition« des »Besten beider Welten« (»Schutz des Klimas und der Grenzen«) – was von ihr zu halten ist, analysiert *Rolf Dübingthal*, gerade auch hinsichtlich der »nationalen Vergangenheitsbewältigung«, die zu einer Instrumentalisierung der Shoah tendiert. Auch im Gespräch mit der Historikerin *Waltraud Neuhauser-Pfeiffer* über die Geschichte jüdischen Lebens in Steyr zeigt sich der Unwillen des postnazistischen Österreich, seine Verbrechen ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen. Der Staat Israel hat dagegen größere Sorgen, als die halbherzige Auseinandersetzung dieses Landes mit sich als Täternation – etwa die Vernichtungsdrohungen vonseiten des Iran. Zur Kontinuität des Antisemitismus unter der neuen iranischen Regierung schreibt *Stephan Grigat*.

Wie weit sich der Zustand digitaler Existenz vom Potenzial der selbstbestimmten (auch künstlerischen) Nutzung von Kommunikationstechnologien entfernt hat, illustriert der Dialog zwischen *Benjamin Heidersberger* und *Jan Claas van Treek*, die das Projekt »Piazza virtuale« der Medienkunstgruppe »Van Gogh TV« bei der documenta IX in Kassel 1992 Revue passieren lassen. Mit STWST TV gab es hier im Hause zu jener Zeit eine analoge Auseinandersetzung mit den digitalen Möglichkeiten und einem »Fernsehen in Künstlerhand«.

Was bei der Rede von der »virtuellen Realität« oft in Vergessenheit gerät, ist deren feststoffliche Bedingtheit – *Barbara Eder* nimmt Matthew G. Kirschenbaums Buch »Track Changes« zum Anlass, über die Materialität von Schreibprozessen nachzudenken, also jenen, die beispielsweise ein Buch wie »Triceratops« von Stephan Roiss zum Resultat haben, aus dem wir einen kurzen Auszug präsentieren – die für 16. Dezember geplante Lesung muss leider verschoben werden.

Dass die Stadtwerkstatt pandemiebedingt derzeit wieder für Publikumsverkehr gesperrt ist, bedeutet mitnichten, dass nicht künstlerisch gearbeitet wird: Ein Projekt unter dem Titel »We have a Situation here« betreibt die Umformung der STWST-Donaulände in ihr prismatisches Komplementär der *Winterlände Dunkellände*, bei der seit Ende November als installatives Setting drei mobile Kabinen (Wärme, Nahrung, Kunst) der Idee einer anarchischen Ökonomie kleiner Einheiten folgen. Bei *In Gardens we live in* arbeitet zudem seit Herbst – im Sinne einer Permakultur in Progress – Andrea Lehmann gemeinsam mit der Stadtwerkstatt im städtischen Wildwuchsareal der Donaulände zwischen Ausholzen-Praxis und künstlerischer Intervention. Eine Gegend zum Spazierengehen, zum Beispiel mit Walter Benjamin – wie *Simon Pfeiffer* es tut.

Man sollte sich vom Bestehenden weder einschüchtern lassen, noch es einfach akzeptieren – obwohl es mitunter leichter ist, sich ein Ende der Realität vorzustellen, als ein Ende des Realismus. Mutmaßt jedenfalls

die Redaktion

Journalistischer Katechismus

Viertes Hauptstück:

Von der Abtödtung in der journalistischen Ausbildung

Was ist die Abtödtung?
Eine Gemüths-Verfassung, wodurch der angehende Pressemensch, mithilfe der journalistischen Gnade über sich selbst eine edle Herrschaft auszuüben lernt, um seine oder ihre Neigungen zu bändigen und die verkehrten Bewegungen, sowohl die innern als die äußern, im Zaume zu halten.

Welches sind die vornehmsten Teile der Abtödtung?
Sie sind von zweierlei Gattung; zur ersten gehört die Strenge gegen den Leib und die Bezähmung der Sinne; und diese nennen wir die äußere Abtödtung. Sie findet vor allem in der praktischen Ausbildung statt. Die andere befaßt sich mit der Herrschaft über die Affekte, und mit dem Bestreben, die publizistischen Vermögen in die rechte Harmonie zu bringen; und diese nennen wir die innere Abtödtung. Sie wird heutzutage am Besten erreicht in einschlägigen tertiären Bildungseinrichtungen.

§1 Von der äußeren Abtödtung

Worin besteht diese?
In einem redaktionsgefälligen Leben.

Was fordert ein redaktionsgefälliges Leben?
Das Erste ist, daß man dem Leibe die Ergötzungen und Bequemlichkeiten entziehe, was durch Kotaus, Katzbuckeln u. a. geschieht. Das Zweite ist, daß man dem Leib Plage mache mit Pressekonferenzen durchsitzen, O-Tönesammeln u.f.m; das Dritte, daß man ihn durch unbezahlte Mehrarbeit und ähnliche Anstrengungen ermüde.

Welches Ziel und Maß muß man bei dem Gebrauche solcher Werke anwenden?
Man muß sie mit Bescheidenheit und Klugheit betreiben, damit Überarbeitung und Substanzmißbrauch nicht die employability gefährden und den Menschen zum Amte unfähig machen.

Welchen Nutzen bringt insonderheit das Disziplinieren, oder der Gebrauch der Selbstdisziplinierung?
Die, die nach Vollkommenheit streben, zum journalistischen Bluthund werden wollen, erfahren täglich, daß durch einen solchen Gebrauch der Eifer des Geistes vermehrt, und der Leib wie mit einem Zaume in seiner Pflicht gehalten wird, damit er dem Geiste der Mächtigen als Schoßhündchen willig gehorsame.

Welchen Nutzen haben ferners die stumpfen Hilfstätigkeiten und Donkeyworks, die zur Ermüdung des Leibes gehören?
Ihre Betreibung war schon im Journalismus alter Schule sehr gebräuchlich; die Lehrmeinung war, dass Sporen erst verdient werden müssen, um unfallfrei durch die Medienlandschaft galoppieren zu können. Allerdings war das Pferd da noch a *different kind of beast*.

Welches sind die vornehmen Früchte, die aus einer strengen journalistischen Ausbildung erwachsen?
Unter mehreren andern haben diese drei den Vorzug: Erstens unterjocht die äußere Abtödtung den Leib, und macht ihn dem Geiste unterthänig; dann trägt sie viel bei zur Demuth des Geistes und bewirkt, daß man so leichter alle Laster (eigene Ideen, Hinterfragung bestehender Auffassungen, etc.) besiege, die durch den Stolz genährt und gehegt werden. Fruchtet die Disziplinierung nicht genügend, gibt es immer noch die innere Abtödtung, bzw. Editor's Little Helpers.

§ 2 – Von der inneren Abtödtung

Was ist die wichtigste Aufgabe der inneren Abtödtung bei der journalistischen Ausbildung?
Im Zuge des publizistischen Studiums ist das Aufwallen gar zu eigensinnigen Gemüths zu unterbinden, und das investigative Ungestüm einzuhalten, der den Nachwuchs jählings vom etablierten System fortreißet.

Warum ist auch hierin eine Abtödtung nothwendig?
Weil die Heftigkeit und das Ungestüm im Handeln abseits des approbierten *Code of Conduct* (Kläffen, ohne die fütternde Hand zu beissen oder selbst gebissen zu werden) schon für sich allein der editorischen Gnade und dem journalistischen Fortschreiten ein ungemeines Hinderniß in den Weg legen.

Da es so viele Hindernisse der journalistischen Vollkommenheit gibt; so wünsche ich sonderheitliche Maßregeln zu vernehmen, deren Gebrauch für diejenigen angemessen sind, welche aufrichtig gesinnt sind, jene Hindernisse zu überwinden!

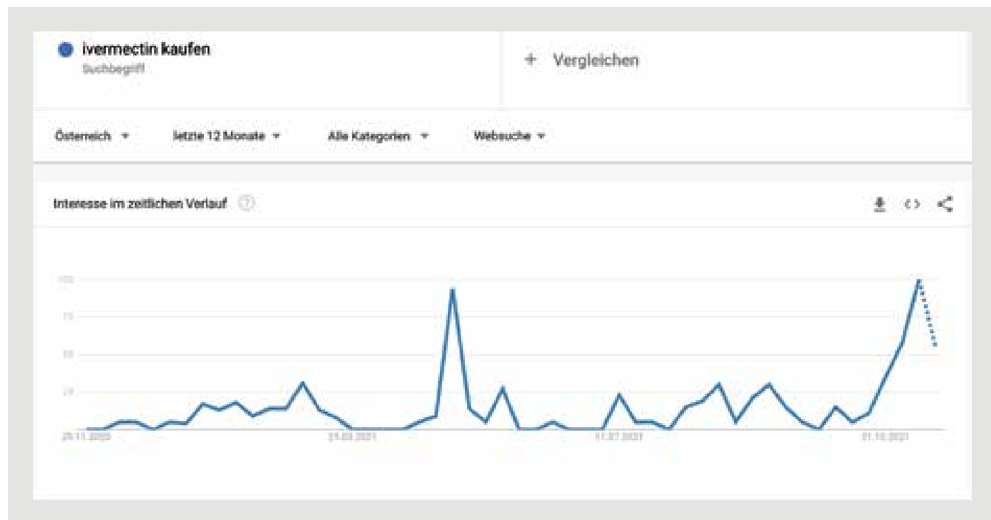
Hier sind die beiden wichtigsten, damit ein Einfinden in die journalistische Hackordnung mühelos gelinge:

1. Indem ich weiß, daß ich getäuscht werden kann, und wirklich gar oft getäuscht werde: so will ich gerne meine Meinung aufgeben und den approbierten Curricula beipflichten.
2. Ich will schon während meiner Ausbildung damit beginnen, bei der Würdigung von Meinungen die extremsten herauszugreifen und diese als gleichberechtigte Pole aufzuspannen, zwischen denen sich die öffentliche Debatte zu bewegen hat.

Welche Frucht bringt die Abtödtung?
Einen Frieden und eine Ruhe vor Selbstkritik, welche einzig und allein nur durch einen allseitigen Sieg über uns selbst errungen werden können.

Welche Ordnung muß man in dem Streben nach Vollkommenheit beobachten?
Redlichkeit in der Recherche und Aufrichtigkeit in der Berichterstattung sind schöne Ziele in der Außendarstellung – um Erfolg zu haben. Befleißige dich aber in Dingen wie *Zielgruppenanalyse, Multimediales Storytelling, Strategische Kommunikation, Content Strategien, Immersionssteigerung* und *Corporate Publishing*. Nur so gelingt der erfüllende Wechsel in die PR, wo das Geld wohnt.

Das folgende **Fünfte Hauptstück** handelt vom Wege der Reinigung: der Selbstexkulpation vom Vorwurf der Parteilichkeit.



Entwicklung der Google-Suchanfragen nach »ivermectin kaufen« in Österreich (Anm.: die Werte geben nicht das Suchvolumen in absoluten Zahlen an, sondern das Suchinteresse relativ zum höchsten Punkt).

FPÖ-Bundesparteiobmann Herbert Kickl hat das rezeptpflichtige Entwurmungsmittel u.a. auf einer Pressekonferenz am 25.10.2021 zur Covid19-Behandlung propagiert (man beachte den korrespondierenden Anstieg der Kurve). In Oberösterreich ist es in Apotheken zeitweise ausverkauft.

Vielversprechende Liaison

Über rassistisches Fortschreiten in Österreich schreibt *Rolf Dübingthal*.

»Es ist möglich, das Klima und die Grenzen zu schützen.« Dieser Slogan war Anfang 2020 vom damaligen Bundeskanzler Sebastian Kurz als Wegweiser für die türkis-grüne Regierungskoalition ausgegeben worden. Nach eineinhalb Jahren ist längst klar, dass keine Umwege genommen werden. Die ÖVP bemühte sich von Anfang an, die Politik der Vorgängerkoalition mit der rechtsextremen FPÖ weiterzuführen, während die Grünen viel daran setzen, das Klima innerhalb der Koalition nicht unnötig zu gefährden…

Ein Teil der Wahrheit ist, dass die grüne Partei eine Radikalisierung bei dem in Österreich so genannten »Ausländerthema« verlangsamt. Der andere Teil: die Verlangsamung der Radikalisierung bedeutet auch ihre Normalisierung. Eine Verschärfung der Migrations- und Asylpolitik erscheint weniger barbarisch, wenn die Objekte dieser Politik nicht mit Tieren verglichen (»Borkenkäfer« laut dem niederösterreichischen FPÖ-Integrationslandesrat Waldhäusl, der sich wegen der Verlegung jugendlicher Flüchtlinge in gefängnisartige Unterkünfte vor Gericht zu verantworten hat), sondern liebevoll menschelnd nur als »illegale Migranten« (ÖVP) tituliert werden. Ein Wording dieser Art kennen die Grünen natürlich nicht. Ihr mehrheitliches Schweigen dazu aber fällt auf, ein Schweigen, das ihnen von manchen als antifaschistisches Engagement angerechnet wird. Denn: Anfang 2020, zu Beginn der Arbeit der türkis-grünen Regierung, mochte es so gewirkt haben, als sei der FPÖ wirklich wirkungsvoll das Wasser abgegraben worden. Aber in Umfragen legen die Freiheitlichen wieder zu, und im Juni dieses Jahres setzten sich in einem parteiinternen Putsch die offen rechtsextremen, mit den Identitären flirtenden Kräfte gegen die weniger offen rechtsextremen durch. War bis 2019 die Opposition zur rechten Regierung noch geprägt von einem Anti-FPÖ-Konsens, ergänzt durch Empörung über die Sozialpolitik, ist heute die Gegnerschaft zur im Kern gleichen Politik selbst rechts dominiert. Es reicht vielleicht zu erwähnen, dass die SPÖ-Vorsitzende Pamela Rendi-Wagner, selbst Vertreterin des eher linken Flügels, 2019 im Wahlkampf dem damaligen Innenminister Herbert Kickl (FPÖ) vorgeworfen hatte, die Grenzen gar nicht so streng wie versprochen geschützt zu haben. Ein bizarrer Versuch, sich durch demonstrative Offenheit nach rechts einen Vorteil zu verschaffen – ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass es außer der KPÖ und dem »Wandel« ohnehin keine Parteien in Österreich mehr gibt, für deren Wahl sich Rassisten schämen müssten. Die verlässlichsten parlamentarischen Partner in Sachen Antirassismus sind die marktradikalen Neos (Sozialsprecher Loacker: »Faule Menschen sind eine Plage«). Sie vertreten die weniger irrationalen Teile des Kapitals, die zum Beispiel die Notwendigkeit eines Bleiberechts für Lehrlinge aus arbeitsmarktpolitischen Gründen anerkennen. Die sympathische Betonung der Nützlichkeit von Flüchtlingen mag der Debatte kurzfristig ein Quäntchen ihrer Bedrohlichkeit nehmen, leistet langfristig aber einem Denken Vorschub, das den Flüchtling, der uns am Herzen liegt, von dem unterscheidet, der uns auf der Tasche liegt.

Was sind nun konkret die bösen Spiele der ÖVP, zu der die Grünen mehrheitlich eine gute Miene machen? In Bezug auf den »Schutz der Außengrenzen« ist alles beim schlechten Alten. Aber auch im Inneren werden die Grenzen hochgezogen, in einem Ausmaß, das ausreicht, die üblicherweise dumme Rede von der Spaltung einer Gesellschaft der Wahrheit zu überführen. Opfer und Gegner der Politik beobachten eine Mischung aus gesetzlicher Verschärfung, rhetorischer Aufrüstung und sich summierenden kleinen tagespolitischen Schritten der Demütigung.

Es hat sich als vollkommen legitimes politisches Mittel eingeschlichen, immer, wenn etwas Schlechtes passiert, die Muslime am Krawadl zu packen (»zur Rechenschaft ziehen« in der ortsüblichen Sprache). In Österreich trägt sich eine erschreckende Serie von Femiziden zu: Bis Oktober 2021 wurden dreiundzwanzig Frauen von Partnern oder ehemaligen Partnern getötet. Diese Hölle für viele Frauen kommt nicht aus heiterem Himmel. Nur Gutgläubige würden das, was unter ÖVP-Verantwortung die letzten drei Jahre im Bereich der Gewaltprävention und des Frauen- und Kinderschutzes politisch geleistet wurde, mit »Versäumnis« bezeichnen. Anmerkungen, kritischen Kommentaren und Gesprächseinladungen von Seiten verschiedener Vereine und NGOs zum Trotz, ließ es sich die Integrations- und Frauenministerin nicht nehmen, eine Debatte zu »kulturell bedingter Gewalt« anzustoßen. Kritische Wissenschaftler riefen daraufhin zum Boykott einer zu diesem Thema in Auftrag gegebenen Studie auf. Mit Schaudern ist auch an eine Studie vor knapp zwei Jahren zu denken, die den Umzug von anerkannten Flüchtlingen von einem Bundesland ins andere untersuchte. Die simple Tatsache, dass anerkannte Flüchtlinge aus Tirol, wo einerseits die Mindestsicherung unter Mithilfe der Grünen gekürzt worden war und andererseits die Mietpreise horrend sind, nach Wien ziehen, wo eine etwas bessere Mindestsicherung ausbezahlt wird, wurde von den Studienautoren zu einer großen wissenschaftlichen Erkenntnis aufgebauscht: Höhere Sozialleistungen stellten einen Pull-Faktor dar. Das gewünschte Ziel, die etwas angenehmere Wiener Sozial- und Integrationspolitik zu dämonisieren, wurde locker erreicht. Auch, weil sich die Autoren bereitwillig gegenüber der Presse äußerten und den politischen Hetzern die linientreue Interpretation der Daten abnahmen. Und der Österreichische Integrationsfonds überraschte unlängst mit der Suggestivumfrage: »Hat sich in Folge der Konflikte in Wien-Favoriten« – türkische Faschisten hatten Linke angegriffen, was in den meisten Medien als »ethnische Auseinandersetzung« zwischen Türken und Kurden interpretiert wurde – »das Sicherheitsgefühl der Österreicher verbessert oder verschlechtert?«

Ein weiteres umstrittenes Projekt der Integrationsministerin ist die im Frühling vorgestellte »Islam-Landkarte«, eine interaktive Online-Karte, in der alle muslimischen Organisationen und Vereine Österreichs verzeichnet sind. Die Karte, die von Wissenschaftlern der Universität Wien erstellt wurde, existiert an und für sich schon seit mehreren Jahren – Aufregung verursachte aber die Vorstellung einer aktualisierten Version im Rahmen einer Pressekonferenz, die gemeinsam von Integrationsministerium und der »Dokumentationsstelle Politischer Islam« ausgerichtet wurde. So entstand, entgegen anderslautender Beteuerungen, der Eindruck, als gehe von jedem einzelnen Verein eine antidemokratische Gefahr aus, als müsse jede muslimische Regung zum Schutze der Republik sorgfältig dokumentiert werden. In manchen Einträgen fanden sich nicht die Adressen der Institutionen, sondern Privatadressen von Mitgliedern. Als die Online-Veröffentlichung der Karte dann zurückgenommen wurde, war der Schaden schon angerichtet: Mitglieder der Identitären hatten in der Nähe mancher der verzeichneten Organisationen Warnschilder mit der Aufschrift: »Achtung! Politischer Islam in Ihrer Nähe« aufgestellt. Wer Ähnliches vorhergesehen hatte, muss nicht Hellseherei, sondern bloß die Entwicklungen der letzten Jahre und Monate studiert haben. Angesichts einer solchen staatlich legitimierten Stigmatisierung ist Solidarität geboten. Diese Solidarität schließt in einer derart von Polarisierung gezeichneten Diskussion wohl oder übel auch jene mit dem SPÖ-Bezirksrat ein, der der österreichischen Regierung Verbrechen gegen die »Menschlichkeit« vorwirft, sonst aber gerne den türkischen Botschafter empfängt, um mit ihm über Toleranz zu plaudern, und mit den historisch sensiblen Diskussionsteilnehmern, welche die Islam-Landkarte mit einer potentiellen Judenkarte vergleichen, sie also als ein Tool zur Vorbereitung eines Völkermords verstehen ….

Ob geplant oder nicht, eine nicht unwesentliche Folge des Schauspiels ist, dass Antirassisten ein kleines Stückchen dorthin rücken, wo sie Rechte und Konservative immer schon gerne gesehen hätten: in die Nähe des Islamismus. In Ermangelung wirklich emanzipatorischer Alternativen entsteht im Falle eines so vehementen Otherings der unbewusste Druck, diese Markierung selbst zu übernehmen und sie positiv zu wenden. Für die Betroffenen bedeutet das, sich noch stärker auf das zu besinnen, was ihnen von allen Seiten als ihre Identität eingeredet wird. Und für die Unterstützer heißt es, die Maßstäbe, welche sie bei christlich-fundamentalen und rechtsextremen Vereinigungen anlegen würden, für kritikwürdige muslimische Organisationen zu entschärfen. Der Backlash als Folge der Pressekonferenz betrifft nicht nur die Mainstream-Debatte, sondern auch Teile der Linken, die auf notwendige Differenzierungen verzichten lernen, wie die Seite der Opfer – so gibt der Wiener Wissenschaftler Kenan Güngör zu bedenken, »dass im Fahrwasser der zum Teil begründeten Kritik moderater Muslime, gerade Akteure des islamistisch/rechtsextremen Spektrum sich so fleißig als harmlose Opfer inszenieren!«

Glaubwürdiger als die in Teilen rechtsextreme Vorgängerregierung hat sich Türkis-Grün einer neuen Gedenkpolitik, der Unterstützung jüdischen Lebens in Österreich und dem Kampf gegen Antisemitismus verschrieben. Im März 2021 wurde etwa das »Gesetz zur Absicherung jüdischen Lebens in Österreich« im Parlament beschlossen, das unter anderem eine höhere finanzielle Unterstützung für die Gemeinde verspricht, und schon im Jänner zuvor war die »Nationale Strategie gegen Antisemitismus« vorgestellt worden. All das könnte als bedeutender Fortschritt begriffen werden, dessen Motiv zielstrebig nachzuspüren unlauter wäre. Dem drohenden Nationalstolz auf die bewältigte Vergangenheit all seine reaktionären Aspekte vorzurechnen, ist womöglich zu früh, denn er ist erst in Entwicklung. Man kann sich in Österreich trotz all der Fortschritte nie sicher sein, ob das Pendel in Richtung Gedenk- oder in Richtung Vergessensarbeit ausschlagen wird. Einige Beispiele aus der letzten Zeit schaffen aber Klarheit. In der Woche, in der vom Bundeskanzleramt die israelische Flagge wehte – was Linke in Österreich zur Stellungnahme bewog, man könne das doch dem Iran nicht antun –, sich also die Regierung zu einer Parteinahme gegen den genozidalen Antisemitismus der Hamas durchrang und symbolisch deklarierte, dass Auschwitz nicht noch einmal stattfinden dürfe, sprach sie sich erstmals gegen eine Teilnahme an den Befreiungsfeiern in Mauthausen aus, weil dort Linke dominieren würden. Ein paar Monate weiter zurück liegt der von der Stadt gebilligte Abriss der Reste des Mauthausen-Außenlagers in der Industriestadt Steyr, sowie die Betonummantelung der kürzlich freigelegten Überreste des KZ Loibl-Nord in Kärnten, die nach Auskünften des dortigen Mauthausen Komitees die pädagogische Gedenkarbeit sehr erschwert. In der offiziellen Ortschronik der Salzburger Gemeinde Goldegg durften bis vor kurzem die dortigen Wehrmachtsdeser-teure als »Landplage« bezeichnet werden; ein Begriff, mit dem die rechtsextreme Zeitschrift *Aula* 2015 KZ-Befreite bedacht und noch ergänzt hatte, dass es sich dabei um »Massenmörder« handelte, die »raubend und plündernd, mordend und schändend« durch das Land gezogen seien. Eine Klage von elf KZ-Überlebenden (die von der grünen Partei unterstützt wurden) wurde von österreichischen Gerichten zurückgewiesen – erst der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte brachte diese zur Räson.

Wie ist der Spagat zu schaffen zwischen dem gewünschten öffentlichen Bild dieser Regierung und der Tatsache, dass nicht einmal »Erinnerung als höchste Form des Vergessens« (Eike Geisel), sondern authentisches Vergessen, Verdrängen und Verharmlosen dominiert? Das Ziel des Stolzes auf die nationale Vergangenheitsbewältigung wird erreicht, ohne über den Umweg der nationalen Vergangenheitsbewältigung stolpern zu müssen. Der direktere und wirkungsvollere Zugang ist, immer wieder implizit darauf zu verweisen, dass Ausländer und Muslime die österreichische Verbrechensgeschichte noch schlechter aufgearbeitet haben. Wer hört, mit welchem Eifer sich Europaministerin Karoline Edtstadler für den Bau der Shoah-Namensmauer einsetzt, wenige Momente später aber am Massenmord im Mittelmeer wie an der Gewalt gegen Flüchtlinge am Balkan nichts auszusetzen hat und mit eiserner Miene schnellere Abschiebungen in die Kriegshölle fordert, muss auf dumme Ideen kommen; wie auf die, dass der unglaubwürdige Versuch, sich als reuige Täternation zumindest in Szene zu setzen, eine moralische Absicherung für eine neue barbarische Politik bedeutet. Der Wiener Autor Alexander Pankratz spricht vom Gelingen einer Rechnung, nach der »gerade die Unvergleichbarkeit [der Shoah] benutzt [wird], damit die Vergangenheit den Vergleich mit jedem Elend der Gegenwart gewinnt.« Es ist gerade die Glaubwürdigkeit der Grünen beim Thema Vergangenheitspolitik, die diese genannte Strategie als vollkommen unplausibel erscheinen lässt, und dadurch erst an Wirkung gewinnt. Somit gelingt auch eine andere heikle Rechnung: Wer sich an das Experiment einer Liaison zwischen Rechts und Grün heranwagt, muss sich einstweilen keine »illiberale Demokratie« leisten.

Rolf Dübingthal lebt als Autor in Wien.

Ideologiekritik statt massentauglicher Parolen

Die liberale Kritik begreift Identitätspolitik als Produkt linksradikaler Ideologie und zieht sich auf altbekannte Parolen zurück. Ideologiekritik zeigt dagegen, dass Identitätspolitik ein linksliberales Phänomen ist. Von *Nico Hoppe* und *Sara Rukaj*.

Liest man sich ein paar der unzähligen Texte durch, die in den letzten Monaten über Identitätspolitik geschrieben wurden, dann folgen sie alle einer ähnlichen Legende: Identitätspolitik sei ein Produkt des US-amerikanischen Universitätsbetriebs, das nun auch in Europa auf dem Vormarsch sei und von einzelnen Ideologen hinterhältig in alle möglichen gesellschaftlichen Bereiche getragen werde. Das Opfer sei – durch die Bevorzugung von Gruppenidentitäten vor dem Gemeinsinn – der soziale Frieden. Als einzige Rettung verbleibe der klassische Liberalismus, der für einen sachlichen Diskurs und Pluralismus sorge. Dieser oft variierten, im Kern aber immer gleichbleibenden Analyse liegen mehrere Fehleinschätzungen zugrunde.

So stoßen sich die behäbigen Beschützer des Diskursklimas in erster Linie am rauen Umgangston des vermeintlichen Gegners. Debatten, die ruhig und konstruktiv geführt werden könnten, verkämen im Fahrwasser der Identitätspolitik zu erbitterten Gefechten, aus denen Ausgrenzung und Polemik erwüchsen. Ein rassistisch argumentierender Antirassismus oder ein den Körper diskursiv leugnender Queerfeminismus wären jedoch nicht harmloser, wenn ihre Abgesandten sich öfter in nüchterne Gesprächsrunden begeben würden. Wenn etwa die immer freundlich lächelnde Kopftuch-Aktivistin und von einer dritten Intifada schwärmende Linda Sarsour über ein Opfer von islamischer Genitalverstümmelung, Ayaan Hirsi Ali, schreibt »I'd like to take her vagina away, she doesn't deserve to be a woman«, das wahhabitische System Saudi-Arabiens verteidigt und alldem zum Trotz als feministische, linke Diversity-Ikone herumgereicht wird, liegt weit mehr Regression vor als nur ein unfreundliches Diskussionsklima.

Die liberale oder wahlweise auch liberal-konservative Kritik an der Identitätspolitik ist oft nicht nur verkürzt, sie wagt auch nichts. Wenn sie anprangert, dass der identitätspolitische Antirassismus und Queerfeminismus für Frontenbildung und dichotomes Gut-Böse-Denken sorge, nimmt sie sich selbst aus der Rechnung hinaus und übersieht so, dass sie sich ähnlich versimpelte Weltbilder zimmert. Ob nun affirmativ oder scheinbar kritisch über Identitätspolitik gesprochen wird, die gängigen Parolen sind nicht weit: Unsere Gesellschaft sei gespalten, es herrschten »Denkverbote«. Dabei dient der abstrakte Verweis auf Meinungsfreiheit oft vor allem dazu, sich vorab schon gegen Widerspruch und Kritik abzuschirmen, obwohl Meinungsfreiheit im eigentlichen Sinne heißt, dass der Souverän diese nicht verbieten oder zu sehr einschränken darf. So ist die Holocaust-Leugnung berechtigterweise verboten; Blasphemie hingegen, die den sozialen Frieden stört, unberechtigterweise. Bei (Rechts-)Libertären firmiert die Meinungsfreiheit jedoch als ein Begriff, der sich auf den politischen Kampf zwischen Gruppierungen bezieht, womit er ebenso idealistisch gebraucht wird wie von der Lifestyle-Linken und zu den gleichen Ergebnissen führt: Die konservativen Kritiker von Identitätspolitik und Cancel Culture fordern nicht selten ähnlich rigide Tugendgebote und identitäre Gemeinschaftsangebote wie die linken Überkorrekten, nur eben unter der Ägide konservativerer Ideale.

Warum sich überhaupt gezankt wird, wenn die verfeindeten Fronten beide in ihrer Lobhudelei des zum Götzen erhobenen Pluralismus übereinkommen, wäre die derzeit dringlichste Entgegnung auf die scheinbar endlosen Feuilleton-Debatten. Denn genauso wie die Identitätspolitik nur vielfältige (Opfer- und Täter-)Perspektiven kennt, die sie gesellschaftlich ordnen, verwalten und hierarchisieren will, so findet sich kaum Kritik an der Identitätspolitik, die bereits ihre Prämissen als Lügen entlarvt. Nur so ist es möglich, dass im Regelwahn der Antidiskriminierungs-Maschinerie noch »wichtige Anliegen« ausgemacht werden, obwohl bereits das Zugeständnis, dass sich Politik an Identitäten und nicht etwa an dem Streben nach Wahrheit ausrichten solle, erster Grundsatz der identitären Denkart ist. Während die einen sich vor Triggern fürchten und darunter jeden kritischen Einwand subsumieren, bangen die anderen um eine konstruktive Debattenkultur, sobald einmal jemand darauf insistiert, dass eine Diskussion nicht mit geisttötenden Kompromissen, sondern begründeten Urteilen enden sollte. Beide liegen falsch, weil Kritik, die ihrem Begriff gerecht wird, schon der Sache nach nicht konstruktiv sein kann, sondern vielmehr eine unerbittliche Analyse des Bestehenden zum Ausgangspunkt nimmt. Kritik zieht ihre Kraft gerade daraus, dass sie frei von jener Heuchelei ist, die Strategen der Konfliktvermeidung und Oberflächenharmonie für sich nutzen, um diskursive Harmonie vorzugaukeln.

Dass also die an sich notwendige Kritik an Identitätspolitik und Cancel Culture zuletzt sowohl SDP-Politiker Wolfgang Thierse als auch Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht einen so bemäntelten »Shitstorm« einbrachte, liegt weniger darin begründet, dass ihre Analysen besonders originell oder tiefgreifend waren als vielmehr an der Hochempfindlichkeit ihrer validierungs- und denunziationssüchtigen Gegner.

Die mehrheitlich liberalen Gegner der Identitätspolitik schreiben inzwischen ganze Bücher, um beispielsweise die Banalität auszubreiten, dass nicht jeder Weiße ein Rassist ist, was ebenfalls nicht dafür spricht, dass man fähig und willens ist, sich von der intellektuellen Gebrechlichkeit urbaner Twitter-Koryphäen abzuheben. Jüngstes Beispiel für die Indienstnahme trivialer Erkenntnisse ist die Journalistin Judith Sevinç Basad. Ihr im März 2021 beim Westend Verlag erschienenes Buch »Schäm dich!: Wie Ideologinnen und Ideologen bestimmen, was gut und böse ist« avancierte rasch zum Bestseller, was nicht zuletzt daran liegen dürfte, dass Sevinç Basad ebenso stumpfe Losungen ausgibt wie ihre identitätspolitischen Gegner auch. Nur inszeniert sie sich dabei gerne als aufklärerische Instanz – halbgebildetes Zetern gegen die theoriefeindliche Linke und die Verwirrungslust französischer Poststrukturalisten inklusive.

René Magritte: La Reproduction interdite (1937)

Genauso gern wird der Evolutionsbiologe und Männerrechts-Aktivist Jordan Peterson als schillerndes Gegengewicht zur »woken« Identitätspolitik herangezogen. Marxisten seien die Wegbereiter des identitätspolitischen Irrsinns gewesen, so seine These. Er ignoriert, dass der symbolische Altruismus der identitätspolitischen Linken von Klassen und Besitzverhältnissen schon lang nichts mehr wissen will. Wenn überhaupt, dann soll der sozialen Lage im Gewand des gefühligen »Klassismus« endlich mehr Respekt entgegengebracht werden. So tritt man im Dienste der Minderheiten statt im Namen von Freiheit und Gleichheit auf und betreibt erst recht die ewige Festschreibung von Ungleichheit.

Jordan Peterson selbst stützt seine vielfach widerlegten Theorien auf Existenzialontologie, peppt seine Evolutionspsychologie mit Heidegger auf und bringt Intelligenz mit Genetik in Zusammenhang, sodass in seiner Weltsicht europäische Juden besonders klug und damit anfälliger für marxistischen Terror sind. Persönlichkeitsstörungen hält der Psychologe für nicht behandelbar und bei Depressionen rät er zur heiligen Dreifaltigkeit ‚get a job', ‚get new friends' und ‚establish a romantic relationship'. Seine sich auf Logik und gesunden Menschenverstand berufenden Gemeinplätze zur Identitätspolitik zeigen letztlich vor allem eins: Hätte Peterson nicht die richtigen Feinde, wäre ihm wohl nie ein vernünftiges Wort über die Lippen gekommen.

Die liberale Kritik an der Identitätspolitik schweigt geflissentlich über den Umstand, dass die passioniertesten Vertreter der progressiven Hautfarben- und Geschlechtsidentitäts-Folklore eben keine linksradikalen, Marx lesenden Ideologen sind, sondern sich an Spenden und Staatszuwendungen bereichernde Influencer auf Höhe der Zeit, die wie Manager reden und passend dazu den großen Firmen weltweit die neuesten Versatzstücke für ein hippes und aufgeklärtes Renommee liefern. Die Philosophin Nancy Fraser spricht in diesem Zusammenhang zurecht von »progressiven Neoliberalen«.

Mit dem meist von rechter Seite benutzten Begriff des »Kulturmarxismus« hat das ebenso wenig gemein wie mit dem Schlagwort »Wohlstandsverwahrlosung«: Tatsächlich können sich Liberale den Siegeszug der Identitätspolitik nicht anders erklären, denn als Konsequenz einer dekadenten und bevorzugten Generation. Mit Marx wäre dagegen darauf zu insistieren, dass Ideologien (und dazu gehört die linksidentitäre Denkform) keine Verbreitung finden, solange sie nicht objektiv von den Verhältnissen begünstigt werden. Gerade in Zeiten des flexibilisierten, postmodernen Kapitalismus ist die vereinzelte Identität, auf der sich im Gegensatz zur Individualität borniert beharren lässt, die schlechterdings gefragteste Instanz: Auf aufopferungsvollen Einsatz und verspannte Courage verstanden sich schon immer jene Arbeitsapparate am besten, die sich nach getaner Arbeit noch selbst als wandelnde Verdinglichung ihrer angeblichen Identität feilbieten, ob nun als authentische Monade in den sozialen Netzwerken oder als eine der zahllosen dauerlarmoyanten Persönlichkeiten, die Herbert Marcuses Begriff vom »eindimensionalen Menschen« ungeahnte Aktualität verleihen. Mit Radikalität hat Identitätspolitik jedenfalls nichts zu tun: Scheinbar kapitalismuskritischer Lifestyle-Aktivismus und die Stabilisierung kapitalistischer Vergesellschaftung verhalten sich wie Schloss und Schlüssel zueinander.

Als beispielsweise die Proteste der französischen Gelbwesten 2018 ihren Höhepunkt erreichten, reagierten Staat und Polizei mit drakonischen Vergeltungsmaßnahmen, einigen Protestanten wurden mit Gummigeschossen die Augen und andere Körperteile zerstört. Ein solch rigider Eingriff wäre bei Klima-Protesten (oder solchen für symbolische Anerkennung) unvorstellbar gewesen, weil sich diese mit dem Status Quo vertragen und nicht daran erinnern, dass Ausgrenzung aus dem Bildungssektor und dem Wohnungsmarkt nach wie vor in erster Linie durch die soziale Lage stattfindet. Noch immer gilt die Tugend, niedrige Löhne, miese Arbeitsbedingungen und eine mickrige Rente brav zu ertragen. Wer sich dagegen auflehnt, darf nicht mit Gnade rechnen. Unterdessen lobte Merkel ebenso wie Macron die klimabewegten Akteure, und als »Black Lives Matter« auch nach Deutschland schwappte, gemahnte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier: »Es reicht nicht aus, kein Rassist zu sein. Wir müssen Antirassisten sein«. Allein vor diesem Hintergrund erscheint es geradezu lächerlich, den Bruch zwischen neuer Linker und Marxismus zu ignorieren.

Liberalkonservative und ihre etwas linkeren Ableger feiern die offene Gesellschaft, die den Fortschritt betont, solange er die soziale Frage nicht antastet. Der Gedanke, dass diese Gesellschaft nicht die verwirklichte Vernunft, sondern ein Herrschaftszusammenhang sein könnte, ist ihnen unerträglich. Identitätspolitik ist eine Möglichkeit, auf dieses Unbehagen zu reagieren. Eine ebenfalls in eine Sackgasse führende Alternative ist es, auf dem »sozialen Frieden« zu beharren, der schon immer eine bloße Chimäre war.

Sara Rukaj lebt in Frankfurt am Main und beschäftigt sich als freie Autorin mit antisemitischen Ausformungen, Feminismus und Ideologiekritik. Ihre Texte und Rezensionen erscheinen unter anderem in der FAZ, NZZ, Jungle World, Welt *und* Zeit.

Nico Hoppe ist freier Autor in Leipzig und schrieb bisher u.a. für die FAZ, *die* Welt, *die* NZZ, *den* Standard *und die* Jüdische Rundschau.

Safe Spaces für die Nichtidentität

Nachbemerkungen zur Identitätspolitik: Ein schriftliches Interview mit *Richard Schuberth*.

Versorgerin: Vor einigen Ausgaben war in dieser Zeitung – anlässlich des Erscheinens deines Romans »Bus nach Bingöl« – ein Gespräch mit dir zum Thema »Kulturelle Aneignung« zu lesen (siehe Versorgerin #129). Das Thema Identitätspolitik lässt uns scheinbar nicht los – ständig erscheinen Artikel, Bücher und »Streitschriften«, die sich damit befassen. Darum ganz grundsätzlich gefragt: Was verstehst du unter dem Begriff Identitätspolitik und warum beschäftigst du dich damit?

Richard Schuberth: Identitätspolitik (IP) ist ein Wort für recht unterschiedliche Dinge, und das bietet prächtige Möglichkeiten fürs gepflegte Aneinandervorbeireden. Vorausgeschickt sei, dass mir jegliche Einmütigkeit über seine Bedeutung verdächtig ist. Vielen Kritikern merkt man an, dass sie ihre Abneigung aus denselben Feuilletons beziehen, immerhin scheinen sie im konkreten Fall immer besser zu wissen, was diese IP nun ist, als ich, der sich seit über drei Jahrzehnten mit ihr herumschlägt. Für diese Erkenntnissicherheit beneide ich sie. Ich werde deine Frage somit nicht positiv beantworten. Jedenfalls wird IP ebenso auf rechte, nationalistische und fundamentalistische Bewegungen angewandt wie auf die Anerkennungskämpfe der neuen sozialen Bewegungen. Sie scheint sich quer durchs gesamte politische Spektrum zu erstrecken. Mich interessieren die Aspekte, die eine sich als links verstehende IP mit der Rechten teilt. Ohne es zu merken und ohne Ahnung von gemeinsamen ideengeschichtlichen Wurzeln. In der fortschrittlichen Lesart von IP tummeln sich Themen wie Political Correctness, Antirassismus, Wokeness, Sprachgenderung, Queerfeminismus, Critical Whiteness, toxische Männlichkeit, Postkoloniale Theorie … alles Phänomene, die schon während meines Ethnologiestudiums diskutiert wurden. Damals boten mir ein antiwestlicher Kulturrelativismus sowie die Vergötzung von Differenz und Identität Gelegenheit, den alten Widerstreit zwischen materialistischem und idealistischem Denken im Feld zu studieren, und zwar nicht irgendwo in tropischen Dschungeln, sondern in den geistigen Moden am Campus. Seither ist Kulturalismus eines meiner Hauptthemen, worüber ich auch ein üppiges Buch zu schreiben gedenke, und damit ist schon mal ein kräftiger Happen dieser IP abgedeckt. Was die Identität anbelangt, so komme ich gar nicht damit nach, Safe Spaces für die Nicht-Identität einzurichten.

Nehmen wir an, diese ominöse IP wäre ein homogenes Phänomen und du wärst kurz mal von deinem Zwang zum fairen Differenzieren entbunden: Was an ihr und welche ihrer Ausprägungen stören dich am meisten?

Über ihre Blindheit gegenüber dem linken Portefeuille (Klasse, Kapitalismus, materielle Bedingtheit etc.) oder ihrem Plan, die Welt durch korrekte Sprache und korrektere Umgangsformen korrekter zu machen, wurde schon genug gesagt. So sieht es jedenfalls aus, wenn der Debütant_innenball zum gesellschaftlichen Widerstand abkommandiert wird. In ihren unappetitlichsten Auswüchsen (und von denen allein rede ich hier) ist IP infantilisierte Gesellschaftskritik. Sie zeigt das Bild, das sich verwöhnte Kinder, die plötzlich die Ungerechtigkeit entdecken, von der Welt machen. Cowboys gegen Indianer. Es ist ehrenhaft, die Partei der Indianer zu ergreifen (obwohl das auch oft perverse Säue waren). Noch ehrenhafter wäre es, die Strukturen von Herrschaft, Imperialismus, Antisemitismus und Rassismus zu verstehen.

Die doofe IP ist die allerletzte mir bekannte Schwundstufe idealistischen Bewusstseins, und exponiert dieses in seiner naivsten Form, das aber mit inquisitorischer Militanz. Nach der postmodernen Aushungerung der alten Aufklärung wiederholt sie alle Kinderkrankheiten der bürgerlichen Gegenaufklärung, nur mit dem Bewusstsein marktgeiler, frisch politisierter Instagram-Poser. Sie macht alles falsch, was Gesellschaftskritik nur falsch machen kann: Sie moralisiert, individualisiert und enthistorisiert gesellschaftliche Dynamik. Wie jedes Moralsystem kennt sie nur antagonistische Kategorien. Und die kennen keinen Humor. Das wäre nicht so schlimm, weil ich dem bemüht inkorrekten Humor ohnehin mehr Cancel Culture an den Hals wünsche, aber wer keinen Witz hat, hat erfahrungsgemäß auch Probleme mit der Dialektik, oder sagen wir, mit Denken allgemein.

Unzweifelhaft ist diese IP Ausdruck eines neuen Puritanismus, einer epistemologischen Eiszeit, die in Anbetracht der mannigfaltigen Krisenhaftigkeit, aber auch als logische Folge des postmodernen Karnevals vorhersehbar war. Damals feierte man mit dem Kult von Ironie, Uneindeutigkeit und Relativismus das Ende der Geschichte und im Grunde den Sieg des Kapitalismus. Jetzt erst merkt man, wie sich so ein Sieg bzw. Ende anfühlt. Kein Wunder, dass man sich vermehrt in exklusiven Communitys und hinter starren metaphysischen Normen zusammenkauert. Fluide Subjekte und minoritäre Kämpfe als Regenbogenkoalitionen einer pluralen Gesellschaft, das war das Schönwetterprogramm. Doch es ziehen Stürme auf, die Monaden, insgeheim ahnend, dass es um jeder gegen jeden gehen wird, werden nervös und klammern sich an Identitäten und Heilslehren. Die aktuellen Bedingungen befördern Essenzialismus und Tribalisierung, in der Rechten wie in der Linken.

IP folgt insofern der postmodernen Kritik objektiver Wahrheitsansprüche, als sie Sprecherposition, subjektive Empfindung und Gruppeninteressen um Deutungshoheiten kämpfen lässt. Andererseits verrät sie die Identitätskritik der Postmoderne und fällt trotz des unangreifbaren symbolpolitischen Jargons auf einen naiven Konkretismus zurück. Das merkt man bei den Pigmentbestimmungen der Critical Whiteness und der PoC. Viele tun nur so, als hielten sie Hautfarbe für ein soziales Konstrukt. Nein, sie meinen wirklich die Farbe der Haut. Wie die Rassisten selbst. Sie reden poststrukturalistisch und meinen naiv realistisch.

Ihre gepanzerten Begriffe sind geronnene Haltungen, zu denen man sich selbst nur in Ablehnung oder Zustimmung positionieren kann.

René Magritte: La Reproduction interdite (1937)

Wahrheiten jenseits ihrer postulierten Polaritäten werden durch die Bank als Herrschaftsdiskurs oder mangelnde Empathie für ihre Kränkungen aufgefasst. Man hat in diesen intellektuellen Feldern das Gefühl, in einer paramilitärischen Kampfzone zu sein, wo jeder produktive Einwand einen Gewehrkolbenschlag ins Gesicht provoziert. Innerhalb ihrer Kategorien herrscht militante Eindeutigkeit, und die macht IP auch so attraktiv für Menschen, die mit diesem Jargon ihre religiösen und faschistoiden Bedürfnisse ausleben dürfen, ohne als religiös und faschistoid zu gelten.

Die Auffassung von Rassismus und Kolonialismus vieler IP-Aktivist_innen ist so unfassbar dumm, dass er die Fachwelt in eine Schockstarre versetzen muss. Die eine Hälfte kriegt den Mund nicht zu, die andere kuscht in opportunistischer Rücksichtnahme vor der guten Sache und Angst vor Jobverlust, weil Studenten nicht nur nicht denken müssen, sondern ein Lehrpersonal, das auf kritischer Reflexion beharrt, per Evaluierung rausgemobbt werden kann. Hätten wir geahnt, wie tief der Antirassismus einmal sinken würde, wäre es wohl besser gewesen, es hätte nie den Rassismus gegeben.

Das Allerscheußlichste an der IP, an der blöden halt (du wirst mich sicher noch nach der gescheiten fragen), ist also, dass sich hinter der Selbstimmunisierung moralischer Überlegenheit der richtigen Sache ein autoritäres Weltbild einschleicht, wie es sich bei jedem als gesellschaftlicher Widerstand auftretenden Puritanismus breitmacht. Diese Dynamik hat Max Horkheimer in den 1930er-Jahren in seinem wunderbaren Essay »Egoismus und Freiheitskampf« anhand der Geschichte der Neuzeit erhellt. Ein Text, der Pflichtlektüre sein sollte.

Solch eine IP führt Krieg gegen differenzierendes Denken, das stets wegen seiner Impertinenz des Einspruchs als Komplize des hegemonialen Feinds diffamiert werden kann, weiters gegen jegliche Ambiguität und letztlich gegen Nicht-Identität. Innerhalb ihrer Etiketten, seien es PoC, Alte Weiße Männer oder kulturelle Aneignungen, ist jegliche interne Varianz, sind fließende Übergänge und Polyseme ausgekocht und rausdestilliert.

IP verwandelt gesellschaftliche Widersprüche, anstatt sie in ihrer Relationalität zu begreifen, in einen quietschenden und knarzenden Mechanismus von antagonistischen Instanthaltungen. Geradezu gespenstisch ist die gleichgeschaltete Einmütigkeit, die ihre Slogans und Phrasen bei ihren Anhängern automatisch herstellt. Weil es unterdrückte Wahrheit ist, braucht es keine Wahrheitsprüfung.

Seither wissen wir, dass der in Floridsdorf gestrandete Waldviertler Obdachlose qua Hautfarbe und Zipfelchen privilegierter kolonialer Herrenmensch ist, der sich gefällig beim etwas dunkleren Maharadscha von Bangalore für den britischen Imperialismus zu entschuldigen hat.

Auffallend ist, dass bei Identitätspolitik (meist als Schlagwort und geistige Abkürzung, um Reflexe auszulösen) und der Kritik daran die Fronten nicht so klar sind, wie bei anderen Themen. Könntest du die Entwicklung der Debatte aus deiner Perspektive schildern und wie sie zu dieser konfusen Situation geführt hat?

Wie gesagt waren die Frontstellungen schon vor 30 Jahren ähnliche oder dieselben. Vor allem wurde damals heftig um den Identitätsbegriff gestritten. Doch wechseln die Diskurse auch gerne ihre Masken. Man kennt z. B. »Gutmensch« als Abwertung aus dem rechten oder liberalen Milieu, für engagierte Leute oder alle, die sich nicht mit einer Arschlochgesellschaft abfinden wollen. Wenige wissen, dass er um 1990 von linken Autoren im Dunstkreis des Verlags Edition Tiamat und der Zeitschrift konkret (Klaus Bittermann, Gerhard Henschel, Wiglaf Droste…) geprägt wurde, um den selbstgefälligen Moralismus innerhalb einer konformistischen Linken von damals zu persiflieren. Das war absolut notwendige Kritik, die großartige Texte zeitigte und deren Lektüre der Debatte nach wie vor wohltäte.

Es wird immer schwieriger, sich in deren Frontstellungen und wechselnden Allianzen zurechtzufinden. Dabei kommt es zu fantasievollen Diskurscamouflagen, denen nicht auf den Leim zu gehen es eines so filigran differenzierenden Bewusstseins bedarf, wie es kaum mehr zu haben ist heute.

Ich wuchs mit dem traditionslinken Dogma auf, dass beim politischen Handeln und Denken einzig das Ergebnis zähle und die Motive einerlei seien. Nichts ist falscher als das! Dieses markige Dogma verstand unter Motiven immer nur subjektive, vielleicht psychische Beweggründe. Aber es gibt nichts Richtiges, das aus seinem ideologischen Kontext gelöst werden könnte. Wer den nicht mitdenkt, wer auch im Diskursiven nicht Taktik, doppelte Böden, Täuschungen und Färbungen mitreflektiert, wer an die Unhintergehbarkeit positiver Aussagen glaubt, ist entweder Positivist oder religiös (oft beides), auf dem Schlachtfeld der Ideen wie auf dem gesellschaftlichen Parkett wird er notwendig ausrutschen. Und es ist kein Zufall, dass IP und marxistisch inspirierte IP-Kritik in ihrem moralischen Rigorismus wie aus einem Ei geschlüpft zu sein scheinen.

Nur zwei Beispiele aus der Debatte. Robert Pfaller schreibt in seinem Bestseller »Erwachsenensprache« viele kluge Dinge, wendet klassische Puritanismuskritik auf die Wokeness von heute an und führt den von Sennett, Elias und anderen aufgearbeiteten Gegensatz von Gesellschaftsspiel des 18. Jahrhundert versus einem hinter Authentizität und Rechtschaffenheit sich verkapselnden bürgerlichen Ego ins Rennen. Alles schön und gut, wer will nicht hedonistisch und frivol über diese Heulsusen triumphieren, aber das ganze geistreiche Feuerwerk zündet er, der sich für einen Marxisten hält, ab, um letztlich ganz viel reaktionären Unfug, wie Geschlechterrollen und ritterliche Höflichkeit, zu affirmieren. Frauen würden sich z. B. nur zum Schein den Mackern unterordnen, und behielten als Manipulatorinnen des Patriarchats die eigentliche Macht. Ja klar, kennen wir – Herr und Knechtin. So what? Es läuft letztendlich auf einen Sanktus der bestehenden Verhältnisse hinaus. Und in nächster Konsequenz auf eine Neuauflage der nietzscheanischen Ressentimentthese. IP will ja nur Anerkennung und Egalität, also die sozialen Gegensätze planieren, weil sie zu doof für deren smarte Katzbalgereien ist. Doch da geht es nicht um Woody-Allen-Drehbücher, sondern um reale Macht und Diskriminierung.

Vielleicht wird eine Gesellschaft, in der Herren und Knechte abgeschafft sind, wirklich langweiliger, vielleicht auch nicht, der marxistische

Philosoph wird aber seiner geliebten aristokratischen Screwball-Comedys wohl verlustig gehen, in denen smarte Frauen unaufgeregt mitspielen anstatt zu kastrieren, was mitunter kastriert gehört.
Eine philosophische Kritik der modischen Gekränktheiten mag durchaus ihren Sinn haben, solange sie nicht zu einer Apologie der markttauglichen Abhärtung führt und vergisst, dass es sich bei vielen minoritären Anliegen nicht um Opferinszenierung, sondern die Anliegen realer Opfer handelt, Opfer realer Diskriminierung und Ausgrenzung. Und deren Ansprüche eben nicht Ausdruck von Wehleidigkeit, sondern offensives Heraustreten aus dieser bedeuten.
Andere Baustelle – Sahra Wagenknecht: Ein schematisierendes Ticketdenken würde ihrer Klassenkampf-kontra-Lifestylelinken-Erzählung vorbehaltlos zustimmen, und vielem anderen, was diese extrem schlaue Populistin so schreibt und sagt. Doch genaueres Hinschauen lässt erkennen, dass ihre echten Arbeiter und ihre Kiez-Schnöseln Pappkameraden eines extrem reaktionären Spiels sind, das längst schon nicht mehr als linkspopulistisch bezeichnet werden kann.

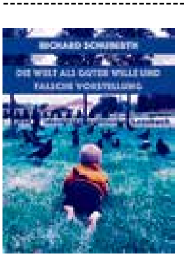
Kommen wir dann also zu der gescheiten IP. Gibt es Elemente von Identitätspolitiken, die bewahrt werden sollten?

Was heißt bewahrt? Ich finde sie durch die Bank unterstützungswürdig und notwendig. Bis auf die kulturelle Identität. Die kann mir gestohlen bleiben. Bei der freien Wahl nonbinärer Identitäten und den Finessen des Queerfeminismus bin ich mir noch nicht sicher, weil ich überlegenswerte Argumente von verschiedenen Seiten höre.
Das Ausspielen von minoritären Interessen gegen soziale und ökonomische Anliegen ist ein verhängnisvoller Irrtum, zumal beide unentwirrbar miteinander verquickt sind. Dass sich ein beträchtlicher Teil der IP in Sphären abspielt, die einmal als Überbau bezeichnet wurden, heißt ja nicht, dass die Basis darüber vergessen werden muss.
Die Scheidelinie zwischen konformistischer und nonkonformistischer IP liegt für mich in dem Maß begründet, wie sehr sie sowohl die marxistische Tradition als auch das Beste aus postmoderner Kritik absorbiert. D. h. wie sehr sie die Eigentumsverhältnisse miteinbezieht sowie dem Essenzialismus und dem Verknöchern von Identität widersteht, also dem Zerfall in hermetische Communitys oder Individualmonaden.
Solange die emanzipatorischen Gruppeninteressen rinnen statt zu gerinnen, wie provisorische Modulsysteme flexibel, pakt- und solidaritätsfähig bleiben, sind sie unschätzbare Sturzbäche der Subversion, die Geschlechterrollen, rassifizierte Macht und Normativität aushöhlen. Doch nur ein Tropfen eines Ferments namens Essenzialismus, und wir haben den Käse. Feste immobile Laibe mit streng riechendem Ausschließungspotenzial. Solange die Milchströme fließen, können sie zu immer neuen Allianzen und Hybriden zusammenfließen und erkennen einander als notwendige Sekrete der Entfremdung. Doch das alles strebt nach Verfestigung und Essenzialisierung, das heißt, nach der Naturalisierung des Kollektivs. Entfremdung sucht dann nicht mehr ihre eigene Überwindung, sondern stockt zum nicht besonders gut riechenden und verstetigten Opfermythos hermetischer Gruppen.
Das passiert, um drei pathische Bedürfnisse zu erfüllen, ein soziales, ein protoreligiöses und ein psychopathologisches, konkret: Geborgenheit im exklusiven Kollektiv, ontologische Orientierung und Feindbilder.
Minoritäre Kampfidentitäten im besten Sinn sind offen und provisorisch, sie arbeiten an ihrer eigenen Überwindung, weil eine freie Gesellschaft dank völliger Gleichberechtigung die bestehenden Differenzen entpathetisiert. Es gibt dann keinen Grund mehr für Black Pride, Klassenstolz und »Fuck Patriarchy«, und das trotzige Bekenntnis, non-binary zu sein, wird so viel Begeisterung oder Entsetzen auslösen wie das Coming-out als Briefmarkensammlerin. Im Idealfall gehen aber diese aktivistischen Identitäten ihres Distinktionsgewinns und ihres lebensweltlichen Designs verlustig. Ein sehr lauter und sichtbarer Teil der IP rekrutiert sich aber aus der narzisstischen Sphäre des Mittelstandes, und wie das seit jeher beim bürgerlichen Bewusstsein der Fall war, bestimmt dort das Bewusstsein das Sein. Das heißt, zuerst war die Sehnsucht nach Distinktion und lebensweltlicher Selbstpositionierung, die sich erst die nächstbeste vakante Opferrolle suchen musste. Beziehungsweise machten sich diese IP's zum Megaphon realer Opfer, sprachen und rappten für sie und wurden instagramgerecht zornig.
Das klingt wie eine böse Unterstellung, aber soziologische Studien würden mit ziemlicher Sicherheit die lautesten Stimmen der IP als diejenigen der oberen Mittelschicht ausweisen. Ansonsten würde nicht ein solches Gewese darum gemacht werden, wenn ausnahmsweise mal ein Arbeiterkind ohne gefakte Street Credibility in die pseudoegalitären Führungsriegen aufsteigen darf. Das ist nicht neu. Als Medien in den späten 1980er-Jahren begannen, Sonderredaktionen für »Ausländerangelegenheiten« einzurichten, drängten sofort migrantische Upper-Class-Sprösslinge zu den begehrten Jobs, um etwa eine Gastarbeiterbevölkerung zu repräsentieren, mit der sie zuvor in der öffentlichen Wahrnehmung nie und nimmer in einen Hut geworfen werden wollten. Doch mit der Erzählung von der gemeinsamen rassistischen Diskriminierung wurden sie wider Willen zu Volkstribunen von Communitys, die nur in der Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft existierten. Ich will natürlich dem iranischen Primarssohn und der dalmatinischen ÖVP-Funktionärs-Gattin rassistische Erfahrungen nicht absprechen, aber die Essenzialisierung einer minoritären Position versucht individuelle Differenzen, auch Opfererfahrung, zu einer einheitlichen Gruppenerfahrung zu egalisieren.
Es gehört mittlerweile zum Kampfrepertoire migrantischer Aktivist_innen, sich gegen Exotisierung zu wehren, paradoxerweise bauen nicht wenige von ihnen gerade auf dieser ihre Karrieren und Distinktionsgewinne im Kunst- und akademischen Sektor.

Abschließend möchte ich einen von dir vorhin formulierten Gedanken wieder aufgreifen, der emanzipatorische Kampf mit dem Ziel seiner eigenen Überwindung. Gilt dies nicht auch für die Linke allgemein?

Einer der Gründe, warum ich mich als linksradikal bezeichne, für die Überwindung des Kapitalismus bin, die Egalität aller Individuen, die Emanzipation aller diskriminierter Gruppen, den Triumph des Besondren über das Allgemeine, liegt darin, dass wir danach keine Linke mehr bräuchten. Eine doppelte Befreiung. Egal welche ihrer Sekten. Keine identitätspolitischen Dummjargons mehr, kein leninistisches Entschlossenheits-Gaga, keine sich im 5-Jahrestakt wiederholenden Belehrungen über das Gesetz der fallenden Profitrate, die ganze Phraseologie, mit der junge Menschen Denken lernen und aufgrund identitärer Selbstverkrustungen auch gleich wieder verlernen. Die ganze selbstverliebte Seriosität. Mit den verhassten Verhältnissen über den Rand der Weltscheibe gekippt. Hosianna! Leute werden wieder Bücher lesen, und nicht andere Menschen als irgendetwas. Ich werde nicht mehr als alter weißer Mann gelesen werden, sondern als brasilianischer Beach Guard oder schrecklicher Tatarenhäuptling, weil ich so gelesen werden will, und ich muss auch niemanden als Frau oder Buchstabenkombination lesen, aber ich kann damit prahlen, dass ich Balzac als Balzac lese, und mich darin sonnen, wie die auch nicht mehr jungen weißen, braunen, grünen Kids das total exzentrisch, wenn nicht sogar frivol finden.

Eine längere Fassung des Gesprächs findet sich auf *versorgerin.stwst.at*



Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien – das im Interview angesprochene Kulturalismus-Buch muss noch geschrieben werden. Einstweilen wird von ihm aber im Drava-Verlag Anfang März 2022 unter dem Titel »Die Welt als guter Wille und falsche Vorstellung. Ein identitätspolitisches Lesebuch« ein ca. 300 Seiten starker Band mit Essays, Radiotexten, Interviews, Aphorismen, Cartoons, Collagen, Postings und Satiren zum Thema Identitätspolitik erscheinen.

Vom Mut in der Politik

Eine Groll-Kurzgeschichte von *Erwin Riess.*

Groll und sein Freund, der Dozent, befanden sich auf dem Weg zu einem Postamt in Floridsdorf. Herr Groll wollte ein Plakat an Freunde in Graz senden. Nach einem zweistündigen Fußmarsch langten sie am Trillerpark, dem Gelände der ehemaligen Lokomotivfabrik, an.

Dort befindet sich das letzte Postamt in hundert Kilometer Entfernung.

Sagte Herr Groll, der den ganzen Weg auf die Regierungen schimpfte, die den Menschen durch Privatisierungen die öffentliche Infrastruktur stehlen, um einigen Shareholdern Extraprofite zu ermöglichen. Es handle sich dabei um einen Fall von systemischer Regierungskorruption, behauptete Groll.
»Andere sagen Neoliberalismus dazu«, meinte der Dozent.
»Mit der Teilprivatisierung der Post wurden in Floridsdorf drei Viertel der Postämter geschliffen und vier Fünftel der Briefkästen aufgelassen. Das alles angeblich im Dienst der Kunden. Außer fünftausend Supermärkten, die zu überhöhten Preisen die ewig gleichen Waren feil bieten, gibt es am Marchfeldkanal keine öffentliche Infrastruktur mehr. Pardon, ich vergaß den Schießstand in den Weinbergen, der bei Ostwind hunderttausend Leute mit Schlachtenlärm versorgt, und das noch dazu gratis!«
»Sie sollten dankbar sein, daß sie hin und wieder zu langen Fußmärschen oder Handrallyes gezwungen werden«, erwiderte der Dozent. »Das stärkt das Immunsystem, was uns wiederum die Auswürfe des FPÖ-Führerleins besser ertragen lässt.«



Auch diese Floridsdorfer Postfiliale am Franz-Jonas-Platz auf dieser Aufnahme von 2014 existiert heute nicht mehr.

»Der Mann glaubt zu wissen, was er tut«, bekräftigte Groll. »Bei den oberösterreichischen Landtagswahlen hat sich die Harakiri-Politik der FPÖ bezahlt gemacht, sie konnte ihren Abstieg bremsen und ermöglichte einem noch weiter rechts stehenden Haufen den Einzug in den Landtag. Wetten, daß die beiden bald fusionieren?! Wenn man die Wahlergebnisse der FPÖ und ihrer Zwillingspartei über die Karte der Impfzahlen legt, wird man feststellen, daß überall dort, wo die Rechtsbraunen starke Positionen und Bürgermeister halten, die Impfzahlen besonders niedrig sind.«
»Mittlerweile hat diese Erkenntnis sich bis in die Mainstream-Medien durchgesprochen«, pflichtete der Dozent bei.
»In Oberösterreich nicht, so berichten jedenfalls Freunde und Freundinnen aus dem Land ob der Enns« widersprach Herr Groll. »Die Angst vor den Kickls ist zu groß«, bestätigte Herr Groll und lagerte das Paket auf den Oberschenkeln um.
»Die Situation Oberösterreichs in der Corona-Politik zeugt von einem politischen Totalversagen«, fuhr er fort. »Die politischen Repräsentanten reden die Lage in einem grotesken Ausmaß schön. Dazu gesellt sich ein Fiasko in der politischen Kommunikation. Der Landeshauptmann, in der ZIB 2 zum Interview gebeten, ist zu feig zu erscheinen, sein FPÖ-Vize, der das Kunststück zuwege brachte, infolge einer Covid-Infektion auf einer Intensivstation gerettet werden zu müssen und sich bei seinem Ärzte- und Pflegeteam dafür bedankte, indem er ihnen öffentlich auf den Kopf schiß und die Corona-Infektion weiterhin als harmlos abtat, ist ebenfalls zu feig. Nur so kann er weiter in seiner Partei von Kryptonazis aller Schattierungen den verwehten Grüß-August geben. Tatsächlich hat er seinerseits Schiß vor seinem geifernden Parteiobmann, der Corona mit Wurmpräparaten für Pferde bekämpfen will.«
»Also schickten die beiden mutigen Politiker, die jederzeit zu ihrer Verantwortung stehen, nur nicht dann, wenn es gilt, eine völlig überforderte Beamtin, die sich mit jedem Satz widersprach und nicht wußte, ob sie weinen oder davonlaufen sollte.« »Geschätzer Groll! Ich frage Sie: Ist das Dummheit oder Überforderung oder beides?«
»Weder noch, verehrter Dozent. Tatsächlich entsprechen die an der Oberfläche erscheinenden Verrücktheiten der Landespolitik einem strategischen Kalkül. Das Ziel der Landes-ÖVP und der Landes-FPÖ ist es mitnichten, die Pandemie zu bekämpfen. Das Ziel der beiden Herren und ihrer Hintermänner ist ein anderes: Machterhaltung auf Pandemieflügeln. Im übrigen: Haben Sie je einen Satz von der oberösterreichischen Gesundheitslandesrätin gehört? Ist sie verreist oder nach einer Schiffskreuzfahrt im Donaudelta verschollen?«
»Ich habe recherchiert«, sagte der Dozent. »Die Gesundheitslandesrätin Magistra Haberlander ist eine begabte Ämtersammlerin und kommt aus Enns.«
»Auch sie ist nicht zum Interview mit Armin Wolf erschienen.«
»Natürlich nicht!«
»Sie können Ihren Bericht jetzt beenden«, sagte Groll. »Es reicht.«
»Diesem Wunsch komme ich gern nach.«
Die beiden näherten sich dem Postamt. Der Dozent deutete auf Grolls Rundpaket.
»Was zeigt das Plakat?«
»Darüber, verehrter Freund, sprechen wir ein andermal«, erwiderte Herr Groll.

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein aktueller Roman »Herr Groll und die Wölfe von Salzburg« erschien September 2021 im Otto Müller Verlag.

Theologische Mucken

Johannes Hauer über religiöse Sprachbilder in der Kritik der politischen Ökonomie.

Auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung, die Marx und Engels seit Mitte der 1840er Jahre entwickeln, verlieren die religiösen Ideen den Schein ihrer Selbständigkeit. »Das Bewusstsein kann nie etwas Andres sein als das bewusste Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozess« heißt es in *Die Deutsche Ideologie*.

Hierin liegt von nun an ein Maßstab für jede Religionskritik. Marx statuiert Jahrzehnte später im *Kapital* auf unmissverständliche Weise: »alle Religionsgeschichte, die von dieser materiellen Basis abstrahiert, ist – unkritisch«.
Zunächst steckte die Erforschung dieser materiellen Basis allerdings noch in den Kinderschuhen. Die radikale deutsche Intelligenz des Vormärz war es gewohnt, sich an Problemen der Theologie oder der Philosophie des deutschen Idealismus abzuarbeiten. Als in diesem Kreis der »Junghegelianer« schließlich das Interesse an Politik erwachte, lag es nahe, die neuen Gegenstände mit den bewährten Mitteln der Kritik zu bewältigen.
Hatte Ludwig Feuerbach in seinem *Wesen des Christentums* gezeigt, dass Gott keineswegs der allmächtige Schöpfer der Welt, sondern vielmehr ein pathologisches Geschöpf der menschlichen Einbildungskraft war, so übertrug Moses Hess diese Figur der Verkehrung von Subjekt und Objekt kühn auf die soziale Praxis.
Zunächst zog der Frühsozialist Parallelen zwischen der Stellung Gottes und der Struktur staatlicher Herrschaft: »die *absolute Religion* und der *absolute Staat* ist eben nichts anderes als der *Absolutismus* der himmlischen und irdischen *Tyrannen über Sklaven*« (Die Philosophie der Tat).

Alsbald entschlüsselte er die ökonomischen Phänomene nach demselben entfremdungskritischen Verfahren: »Das Geld ist im praktischen Leben den entäußerten Menschen ebenso allmählig und allgegenwärtig, eben so die Quelle alles Heils und Segens, wie Gott es in ihrem theoretischen Leben ist. (…) Alsdann versteht es sich von selbst, dass in derselben Weise, wie das Wesen Gottes, auch das Wesen des Geldes zu bestimmen, dass es nämlich ebenfalls das transzendente, praktisch entäußerte Wesen des Menschen ist.« (*Über die sozialistische Bewegung in Deutschland*)
Als Einzelner ist der Mensch dem »allmächtigen und allgegenwärtigen Gotte, dem Gelde« (Hess) wie einer transzendenten Macht unterworfen. Erst wenn der Mensch zur Einsicht in das Zusammenwirken der Individuen gelangt und das »Geheimnis des Sozialismus« lüftet, kann er durch einen revolutionären »Gattungsakt« den Götzen Mammon stürzen.

Bild: Nevit Dilmen (CC BY-SA 3.0)

Der Holztisch im Kapitalismus: Ein sinnlich übersinnliches Ding

***

Marx war von diesen Gedankengängen Hess' in seinen ersten ökonomiekritischen Versuchen zwar tief beeinflusst, ging jedoch schon wenig später, im westeuropäischen Exil, schroff auf Distanz zum Genre des philosophischen Kommunismus. Dessen spekulative Begriffe und Methoden galten ihm nun als Ausdruck deutscher Rückständigkeit. »Die Herrschaft der Religion wurde vorausgesetzt. Nach und nach wurde jedes herrschende Verhältnis für ein Verhältnis der Religion erklärt und in Kultus verwandelt, Kultus des Rechts, Kultus des Staats pp. Überall hatte man es nur mit Dogmen und dem Glauben an Dogmen zu tun.« (*Die Deutsche Ideologie*)
Die Übertragung der Religionskritik auf die Phänomene der materiellen Basis sei nicht nur methodisch unausgegoren, sie schien auch die wesentliche historische Tendenz der Bewusstseinsentwicklung zu verfehlen. Zumindest war dies die Hoffnung im *Kommunistischen Manifest*, das im Revolutionsjahr 1848 gerade die Transparenz der bürgerlichen Gesellschaft herausstrich: »Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. (…) Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt. (…) Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen. In einer Gesellschaft, in der nur noch das nackte Interesse und die bare Zahlung zwischen den Individuen vermittle, verdränge zweckrationales Kalkül alle anderen Bewussteinsformen. Die Kritik der Religion schien sich daher erübrigt zu haben.«

Eine vom Gefühl beherrschte, religiöse Vergangenheit weicht einer »nüchternen« Gegenwart, in der Verstand und Interesse regieren. Diese Erzählung erinnert an die Fortschrittstheorien der Aufklärung, die Mitte des 19. Jahrhunderts in der positivistischen Lehre fortlebten. Deren Ahnherr Auguste Comte unterteilte die Entwicklung der menschlichen Geschichte in drei aufeinander aufbauende Stadien, die durch verschiedene Geisteszustände geprägt seien: Theologie, Metaphysik, positive Wissenschaft. Während so manche im Prozess der Zivilisation zurückgebliebene außereuropäische »Rasse« nach Comtes Rede über den *Geist des Positivismus* 1844 noch irgendwo im religiösen Stadium zwischen Fetischismus und Polytheismus festhing und selbst »bei der großen Mehrzahl der weißen Rasse« noch der Monotheismus sein Unwesen trieb, habe sich bei der »geistigen Elite der Menschheit« ein Übergang aus jenem kindlichen Zustand in das »Mannesalter unsere Geistes« vollzogen. Die Gegenwart verklärt sich selbst zum Zeitalter der endlich herangereiften Vernunft, hervorragend verkörpert durch die Figur des Wissenschaftlers.

***

Das *Manifest* feiert das Bürgertum als revolutionäre Klasse und kolportiert daher Züge des bürgerlichen Selbstverständnisses. In seinen späteren Schriften war Marx weitaus skeptischer gegenüber dem aufgeklärten Selbstverständnis der bürgerlichen Epoche. Seine Auseinandersetzung mit dem *Fetischismus* in der Kritik der politischen Ökonomie ist hierfür beispielhaft.

Der Begriff »Fetisch« kommt ursprünglich aus dem Portugiesischen, religionswissenschaftliche Schriften verwenden ihn seit dem 18. Jahrhundert mit einem abwertenden Einschlag. In der religiösen Praxis des Fetischismus verehren die Fetischdiener profane sinnliche Gegenstände, denen sie übernatürliche Kräfte zusprechen. Wie bei Comte gesehen, galt diese Form des Kultes gemeinhin als besonders primitiv. Als religiöses Objekt ist der Fetisch von Menschen hervorgebracht, die einen Gegenstand sakralisieren und etwa in Hoffnung auf seine Schutzwirkung verehren. Erfüllt der Fetisch nicht den gewünschten Dienst, wird er wieder profaniert. Der Fetisch hat somit zwar eine gewisse Macht über den Fetischdiener, doch ist das Heilige hier nicht völlig unverfügbar.

Was hat dies nun mit dem Kapitalismus zu tun? Im *Kapital* versucht Marx, die Leserin dazu zu bewegen, mit ihm über die gesellschaftlichen Formen nachzudenken, die das Leben in unserer Epoche angenommen hat. Dabei gilt es zunächst den Schein ihrer Selbstverständlichkeit zu durchbrechen. Da wir es im Alltag immer mit den fertigen Resultaten der kapitalistischen Gesellschaft zu tun haben, besitzen diese Formen für das vorwissenschaftliche Bewusstsein »bereits die Festigkeit von Naturformen des gesellschaftlichen Lebens«.

Gerade diese vertrauten, zur zweiten Natur gewordenen sozialen Formen, in denen wir uns tagein, tagaus bewegen, sollen uns problematisch werden: »Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, dass sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken.«
Während der erste Blick auf die Ware die Gewissheiten des Alltags bestätigt, will Marx einen *zweiten* Blick provozieren, in dem das Vertraute in anderem Licht erscheint. Das vorher eindeutige wird zweideutig, wie in einem Vexierbild. Wo der gesunde Menschenverstand nur einen ordinären Holztisch zum Verkauf sieht, entdecken wir »ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.« Das Unheimliche bricht in das Altbekannte herein, wir werden uns in der eigenen Erfahrung fremd.

***

Ist es bloße Effekthascherei, gar romantische Lust an der Verrätselung, die aus diesen und ähnlichen Passagen zum »Fetischcharakter der Ware und seinem Geheimnis« spricht? Das hieße, den Erkenntniswert der religiösen Metaphern allzu gering veranschlagen. Denn Marx unterstellt eine wirkliche Ähnlichkeit zwischen der religiösen Entfremdung und den Bewegungsgesetzen der kapitalistischen Produktionsweise, die solche Übertragungen erst erlaubt:
»Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregion der religiösen Welt flüchten. Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eignem Leben begabte, untereinander und mit den Menschen in Verhältnis stehende selbständige Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist. Dieser Fetischcharakter der Warenwelt entspringt (…) aus dem eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, welche Waren produziert.« (*Das Kapital*)

Hier sind sie wieder, die Motive aus Feuerbachs Religionskritik: die Verkehrung von Subjekt und Objekt, das »Quidproquo« von Produzentin und Produkt, die Unterwerfung der Menschen unter ihre eigenen Schöpfungen, die sich ihnen gegenüber verselbständigen. Was bei der prosaischen Ware anfängt, steigert sich in der »Magie des Geldes« und kulminiert im Kapital als »automatisches Subjekt«, »sich selbst bewegende Substanz«. Anklänge an untote Automatenmenschen sind ebenso wenig zu überhören, wie Anspielungen auf den philosophischen Gottesbegriff.

Ist das Kapital also Gott? Durch sich selbst seiend und sich selbst genügend, allgegenwärtig und allmächtig? Dabei nicht einmal liebender Vater, sondern ein böser Dämon ohne Erbarmen? Und bestünde Marx' Kritik dann im verzweifelten Aufzeigen eines nicht zu wendenden Schicksals?
Nein. Zwar ist die Verselbständigung des gesellschaftlichen Lebensprozesses gegenüber den Individuen im Kapitalismus durchaus real. Marx' Reminiszenzen an Metaphysik, Theologie, Märchen und sogar den ‚primitiven' Fetischismus weisen den Bürger polemisch darauf hin, dass das Irrationale mitten in der aufgeklärten Zivilisation sein Unwesen treibt, statt ihr äußerlich zu sein. Trotz der Entwicklung von Kenntnissen und Fähigkeiten auf allen Gebieten sind wir nicht aus der Archaik der »Vorgeschichte« herausgetreten, in dem sich die Reproduktion der Gesellschaft ungeplant, blind und katastrophenhaft, »hinter dem Rücken der Produzenten« vollzieht.

Gleichwohl drückt sich in der Analogie des Fetischismus aber auch der Optimismus aus, das »Geheimnis« des Kapitalismus in ähnlicher Weise enträtseln zu können, wie das Geheimnis der traditionellen Religionen, die ihre gesellschaftliche Wirkmacht bereits weitgehend eingebüßt hatten.
Mit einer Denunziation von »Dogmen und dem Glauben an Dogmen« ist es dabei freilich nicht getan, wie Marx bereits in der *Deutschen Ideologie* gegenüber seinen junghegelianischen Zeitgenossen eingewandt hatte.

Vielmehr gilt es den materiellen Reproduktionsprozess der Gesellschaft einer genauen Analyse zu unterziehen, sodass historische Genese und systematische Logik der kapitalistischen Produktionsweise kenntlich werden: eine Spurensuche, die gerade die »vermittelnde Bewegung«, das Werden des kapitalistischen Gottes offenlegt. In der Nachzeichnung dieser Vermittlungsbewegung im Kapital zeigt sich, dass es keineswegs eine Natureigenschaft menschlicher Arbeit ist, Waren zu produzieren, so wie es keine Natureigenschaft physischer Dinge ist, einen Tauschwert zu besitzen – was innerhalb der fix und fertigen kapitalistischen Gesellschaft aber als »gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge« erscheint.

Die Kritik der politischen Ökonomie stellt also einerseits die wirkliche Verselbständigung der Gesellschaft dar, andererseits durchbricht sie den Schein einer anthropologischen Notwendigkeit dieses Zustands und öffnet so den Blick auf die Möglichkeit einer anderen *Form* der gesellschaftlichen Reichtumsproduktion. Sie führt die Leserin in Gedanken über die Formen hinaus, in denen sie sich tagtäglich »völlig zu Hause« fühlen muss – eine Befreiung der Einbildungskraft vom Konservatismus des Alltagsverstandes: »Stellen wir uns endlich, zur Abwechslung, einen Verein freier Menschen vor, die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewußt als eine gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben. (…) Die Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses, d.h. des materiellen Produktionsprozesses, streift nur ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht.«
Kann kritische Phantasie dieses Ziel auch in Umrissen antizipieren, so macht sich Marx keine Illusionen über den dornigen Weg, der zu seiner Verwirklichung und damit zur Außerkraftsetzung des Fetischismus führt. Arbeitern, die die Eigentumsverhältnisse ändern wollen, prophezeite er nicht weniger als »15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe« (*Enthüllungen über den Kommunistenprozess zu Köln*).

Johannes Hauer veröffentlichte im Frühjahr 2018 eine Artikelreihe zur materialistischen Kritik der Religion in der Zeitschrift konkret.

Von Rohani zu Raisi

Stephan Grigat über die Kontinuität des Antisemitismus im Iran.

Ebrahim Raisi, der seit Anfang August als Präsident des Regimes in Teheran fungiert, steht einerseits für ideologische Kontinuität, was die inhaltlichen Zielsetzungen der »Islamischen Republik« angeht, und andererseits für eine Radikalisierung der Herrschaftsausübung im Iran. Seine »Wahl« glich eher einer Bestellung durch den obersten geistlichen Führer Ali Khamenei, der im Vorfeld des Urnengangs dafür gesorgt hatte, dass alle aussichtsreichen Gegenkandidaten nicht zugelassen wurden – einschließlich altgedienter Funktionäre des Regimes wie beispielsweise den langjährigen Parlamentspräsidenten Ali Laridjani. Die iranische Bevölkerung quittierte das mit der niedrigsten Wahlbeteiligung seit der Islamischen Revolution von 1979. Selbst offizielle Stellen des Regimes räumten ein, dass die Beteiligung erstmals unter 50 Prozent gesunken ist. Oppositionelle Beobachter schätzen sie auf nur 10 bis 20 Prozent, womit der Wahlzirkus endgültig als jene Legitimierungsfarce erkennbar wurde, die sie auf Grund der Herrschaftsstruktur des iranischen Regimes mit der zentralen Rolle des obersten Führers und des Wächterrates ohnehin schon immer war.

Bild: Milad Avazbeigi

Proteste in Teheran anlässlich der Präsidentschaftswahlen 2009

Raisi, der durch die offene Unterstützung von Khamenei nun einer der aussichtsreichsten Kandidaten für dessen Nachfolge ist, hat sich den Titel »Schlächter von Teheran« auf Grund seiner seit Jahrzehnten etablierten Stellung im iranischen Repressionsapparat und seiner Verantwortung für die Ermordung tausender Oppositioneller redlich verdient. Seine »Wahl« im Juni signalisierte der Bevölkerung, dass die Ajatollahs in Zukunft noch stärker auf unmittelbare Gewalt zur Herrschaftssicherung setzen werden, während die Versuche zur Erlangung einer partiellen, zumindest von Teilen der Bevölkerung akzeptierten Legitimität in den Hintergrund treten.

Das iranische Regime ist seit Anbeginn von einem permanenten Konkurrenzkampf verfeindeter Gangs charakterisiert, die aber nicht einfach wie Verbrechersyndikate um das größere Stück vom Kuchen konkurrieren, sondern stets auch darum, wer das Programm des eliminatorischen Antizionismus am effektivsten voranbringen kann. In der ursprünglichen und lange Jahre gültigen Konzeption der »Islamischen Republik« thront über ihnen allen der oberste geistliche Führer, der als vermittelnde und integrierende Instanz agiert. Der »Fürst der Gläubigen«, wie einer der zahlreichen Titel des Führers lautet, verkörpert das Bewusstsein, dass, wie Revolutionsführer Ajatollah Ruholla Khomeini es einmal formulierte, das Regime zwei Flügel benötigt, um seine Ziele zu erreichen und abzustürzen droht, wenn es einen von ihnen einfach abhackt.

Diese Konzeption war bereits seit der allzu offensichtlichen Wahlfälschung 2009 sowie durch die eindeutige und frühzeitige Parteinahme von Khamenei für den damaligen Präsidenten Mahmoud Ahmadinejad in Frage gestellt. Seit der Wahl von Hassan Rohani 2013 wurde sie partiell restauriert, wodurch das Regime wieder etwas von jener Stabilität zurückzugewinnen hoffte, die es durch die überraschend starken Proteste 2009 und durch die Aufkündigung des Herrschaftskompromisses verloren hatte. Ein Ausdruck dieser Restaurierungsbemühungen war die Zusammensetzung der Regierungskabinette von Rohani, der bei seiner Ministerauswahl mit Ausnahme der Gruppe um Ahmadinejad und jener »Reformislamisten«, die ihm überhaupt erst zum Sieg verholfen hatten, die Bedürfnisse fast aller Fraktionen berücksichtigte und eine Art großer Koalition zustande brachte, um das Fundament des Regimes wieder zu verbreitern.
In diesem Sinne bedeutet die Zusammensetzung des Kabinetts von Ebrahim Raisi eine erneute Aufkündigung des breit angelegten Herrschaftskompromisses. Im Sicherheitsbereich können die Revolutionsgarden wie zu Zeiten Ahmadinejads ihren ohnehin schon massiven Einfluss noch weiter ausbauen. Rohani hatte im Gegensatz zu Ahmadinejad und Raisi versucht, sie zu Gunsten des traditionellen Geheimdienstes MOIS ein wenig in die Schranken zu weisen – was nichts mit einer im Westen geradezu herbeibeschworenen »Mäßigung« zu tun hatte, sondern lediglich die Verschiebung von einem Machtzentrum zum anderen innerhalb des Regimes bedeutete.

Auch hinsichtlich der zentralen Elemente des Antisemitismus des iranischen Regimes steht die Raisi-Regierung einerseits für ideologische Kontinuität und andererseits für eine Radikalisierung, die in personeller Hinsicht teilweise an die Amtszeit von Ahmadinejad anknüpft. Raisis Innenminister, Ahmad Vahidi, der unter Ahmadinejad bis 2013 Verteidigungsminister war, verkörpert wie kaum ein anderer iranischer Spitzenpolitiker den antisemitischen Charakter des Regimes: Er wird bis zum heutigen Tag von INTERPOL mit internationalem Haftbefehl gesucht, da er von Argentinien als einer der Hauptschuldigen für den Anschlag auf das jüdische Gemeindezentrum AMIA 1994 in Buenos Aires angesehen wird, bei dem 85 Menschen ermordet wurden. Das gleiche gilt für Moshen Rezaei, einen hohen General der Revolutionsgarden und mehrfach gescheiterten Präsidentschaftskandidaten, der von Raisi nun zu einem seiner Vizepräsidenten ernannt wurde. Zahlreiche weitere Kabinettsmitglieder finden sich wegen schwerer Menschenrechtsverletzungen auf Sanktionslisten der USA, der EU oder Kanadas.

Bild: MECRA

Banner mit Countdown bis zur angeblichen Vernichtung Israels in Najaf (Irak), einem beliebten Ort für schiitische Pilger aus dem Iran.

Raisis Außenminister, Hossein Amir-Abdollahian, der unter Rohani als stellvertretender Außenminister für die arabischen Länder und Afrika zuständig war, tituliert Israelis als »zionistische Schweine«. Von ihm und Raisi ist eine Intensivierung der ohnehin schon massiven Unterstützung für die zahlreichen proiranischen Milizen in den Nachbarländern des Iran und an den Grenzen Israels zu erwarten. 2018 war Amir-Abollahian als Generalsekretär der »Internationalen Konferenz zur Unterstützung der palästinensischen Intifada« einer der Organisatoren des »Ersten Internationalen Sanduhr Festival«, das auf seiner Website *israelhourglass.com* das »fake regime« namens Israel attackierte. Das Symbol des Festivals war ein Davidstern, der sich beim Durchlaufen einer Sanduhr auflöst. Mehrere Monate wurden Einreichungen entgegengenommen, die das erhoffte Ende Israels in spätestens 25 Jahren illustrieren und den bösartigen, »bestialischen« und »unmenschlichen« Charakter des Zionismus sowie seiner Unterstützer dokumentieren sollten. Das Motto des Festivals bezog sich auf Reden Khameneis, der 2015 und 2016 angekündigt hatte, das »zionistische Regime« werde bis zum Jahr 2040 endgültig ausgelöscht sein, woraufhin die herrschenden Ayatollahs in Teheran 2017 eine Installation aufstellen ließen, welche die Tage bis zum Endsieg über den jüdischen Staat zählt. Als neu ernannter Außenminister erklärte Amir-Abdollahian im September laut der iranischen Nachrichten-agentur Fars News, das iranische Regime strebe weiterhin »die totale Eliminierung […] des Zionismus« an, den er als Form »rassistischer Diskriminierung« attackierte.

Bereits im Februar dieses Jahres hat die Anti Defamation League eine umfassende Studie vorgelegt, die akribisch aufzeigt, wie iranische Schulbücher weiterhin sowohl von klassisch antisemitischen Motiven (etwa der schon von Khomeini aufgestellten Behauptung, Juden hätten sich von Beginn an gegen den Islam verschworen und islamische Schriften verfälscht) als auch von einem eliminatorischen Antizionismus geprägt sind. Im Juni 2021 hat der Direktor der ADL, Jonathan Greenblatt, darauf verwiesen, dass Ebrahim Raisi bereits vor seiner Wahl zum Präsidenten in die Verbreitung antisemitischer Propaganda involviert war: 2016 wurde Raisi von Ali Khamenei zum Direktor der Astan-Quds-Razavi-Stiftung ernannt. Die religiösen Stiftungen sind in der »Islamischen Republik« von enormer Bedeutung und verfügen aufgrund ihrer Milliarden-Budgets über immensen Einfluss. Die Razavi-Stiftung betreibt mehrere Zeitungen, Druckereien und Verlage und unterhält Forschungs- und Bildungseinrichtungen sowie zahlreiche Wirtschaftsunternehmen. Raisi beaufsichtigte in seiner Zeit als Direktor von 2016 bis 2019 laut ADL die Produktion eines 50-teiligen Dokumentarfilms unter dem Titel *Des Teufels Plan*, der eine Art aktualisierte Illustration des antisemitischen Klassikers *Die Protokolle der Weisen von Zion* darstellt, die von der Razavi-Stiftung früher in Druckfassungen verbreitet wurden. Präsentiert wurde der unter der Aufsicht Raisis entstandene Propagandastreifen 2018 von der Razavi-Stiftung unmittelbar vor dem Al Quds-Tag, an dem seit 1979 auf Geheiß von Khomeini weltweit am Ende des Fastenmonats Ramadan für die Vernichtung Israels demonstriert wird, und an dem in den letzten acht Jahren auch regelmäßig der im Westen systematisch verharmloste Rohani teilgenommen hatte.

Dass sich an der fatalen, das antisemitische Terrorregime in Teheran hofierenden europäischen Iran-Politik der letzten Jahre auch durch die Wahl Raisis nichts Substantielles geändert hat, wurde bereits bei dessen Angelobung Anfang August deutlich: In der ersten Reihe saßen dort Vertreter der palästinensischen Terrortruppen Hamas, Islamischer Djihad und PFLP sowie von der libanesischen Hisbollah – und eine Reihe dahinter Enrique Mora, der zweithöchste Außenpolitiker jener EU, in der Hamas, Islamischer Djihad und PFLP als Terrororganisationen verboten sind. Allein damit wurde der Führung in Teheran signalisiert, dass sie von der europäischen Politik auch weiterhin keine ernsthaften Konsequenzen für ihren Antisemitismus und die Unterstützung des antiisraelischen Terrors zu erwarten hat.

Stephan Grigat ist Dozent für Politikwissenschaft an der Universität Passau, Research Fellow an der Universität Haifa und u.a. Herausgeber von »Iran – Israel – Deutschland: Antisemitismus, Außenhandel und Atomprogramm«.

Die Nummern der toten Kommunarden

Anton Tantner forscht der Geschichte einer Fotografie nach, die zu den Ikonen des blutigen Endes der Pariser Kommune zählt.

Zu den grauenerregendsten Bilddokumenten der konterrevolutionären Gewalt, mittels derer die Pariser Kommune von 1871 niedergeschlagen wurde, zählt eine Fotografie, welche die Leichen von zwölf Männern zeigt: Die Toten werden der Kamera frontal in offenen Särgen präsentiert und sind in zwei Reihen angeordnet; die untere Bildhälfte nehmen sechs Särge ein, die auf den restlichen sechs aufliegen, gerade so, dass die hintere Reihe an Körpern zur Hälfte verdeckt wird, die Gesichter aller Toten aber kenntlich bleiben, genauso wie die auf der Brust der Leichen angebrachten Zettel. Letztere sind jeweils mit einer handgeschriebenen Zahl versehen, die Folge dieser Zahlen lautet für die obere Reihe von links nach rechts 6 – 4 – 5 – 7 – 8 – 4; für die untere Reihe: 10 – 9 – 11 – 2 – 3 – 1. Werden die Toten auf diesem Foto als Trophäen zur Schau gestellt, stolz präsentiert von der siegreichen Partei derer von Versailles, wie erlegtes Wild? Dass sich die Bürgerlichen an den proletarischen Toten delektierten, dies berichtete einer der ersten Historiographen der *Commune de Paris*, Prosper Lissagaray, der selbst an den Kämpfen auf Seite der Kommune teilgenommen hatte. Nicht nur, dass gemäß seiner Darstellung der »behandschuhte, in Seide gehüllte Pöbel« sich rühmte, Gefangene erschossen zu haben, machten »ausgelassene, elegante ‹Damen› (…) sich ein Vergnügen daraus, die Leichen zu betrachten, und hoben mit ihren Sonnenschirmen die letzte Bekleidung der tapferen Toten auf, um sich daran zu ergötzen.«

Warum dann aber die handgeschriebenen Zettel mit den Zahlen auf den Toten? Dienten sie dem Abzählen der Toten, so wie von adeligen Jagdgesellschaften gerne die Anzahl der zur Strecke gebrachten Fasane, Hasen und Rebhühner kolportiert wurde? Die Zeitungen der Habsburgermonarchie etwa verzeichneten penibel, wieviel Rehe oder Flamingos der Thronfolger Franz Ferdinand in der Heimat sowie auf seinen Weltreisen erlegte, bis er von Gavrilo Princip im Sommer 1914 an derlei Tiermord gestoppt wurde. Wäre das Foto demnach das erste einer Serie, mittels derer ein brutalisiertes Bürgertum sich seines Siegs vergewissern wollte? Dann stellte sich aber die Frage, warum die Reihenfolge der Zahlen durcheinander geriet, ganz zu schweigen von dem Umstand, dass die Zahl 4 doppelt vorkommt.

Obendrein hatten die neuen alten Herren gar kein Interesse daran, die exakte Zahl der getöteten Kommunardinnen und Kommunarden zu eruieren; sehr schnell war – zum Beispiel im *Figaro* – die Parole ausgegeben worden, dass diese nie genau bekannt sein würde. Die Folge war eine bis in unsere Gegenwart andauernde Auseinandersetzung um den *body count* der »Blutigen Woche«, der *semaine sanglante* vom 21. bis 28. Mai 1871, in der die Kommune ihr gewaltsames Ende fand. Lissagaray ging von mindestens 20.000 Toten aus, es sollten noch höhere Zahlen kursieren. Demgegenüber stehen die Bemühungen britischer Historiker wie Robert Tombs und Howard G. Brown, die Zahl der Toten herunterzurechnen: Circa 7.000 Opfer, so der erstere, 8.500, so korrigierte ihn der zweitere. Zuletzt stellte Michèle Audin – keine Fachhistorikerin, sondern eine pensionierte Professorin für Mathematik der Universität Strasbourg – auf eigene Faust Recherchen an, wobei sie nicht zuletzt die Zeit des coronabedingten Lockdowns nützte, um die nunmehr digitalisiert vorliegenden Register der Pariser Friedhöfe durchzuforsten: Ihren Berechnungen zufolge sind darin zumindest 10.000 Tote der *semaine sanglante* dokumentiert, zu denen allerdings noch einige tausend weitere in den Friedhöfen der Vororte Begrabene, die Toten der dem blutigen Ende der Kommune vorangegangenen Kämpfe, sowie die danach Hingerichteten und schließlich die undokumentiert Verscharrten zu addieren seien. Unter dem Pariser Pflaster lag nicht nur der Strand; im Zuge der Straßenbauarbeiten der Belle Époque wurden immer wieder Skelette gefunden.

Audins Recherchen ist auch noch eine weitere Entdeckung zu verdanken: Im Register des Friedhofs Père Lachaise befindet sich für den 11. April 1871 der Vermerk: »12 corps Photographiés« – 12 Leichen wurden demnach nach vorhergehender fotografischer Erfassung anonym bestattet. Handelt es sich um das vorliegende Foto? Endgültigen Beweis gibt es keinen und viele der zu dem Foto vorliegenden Bildbeschreibungen und Kommentare haben es den ein Monat später stattgefundenen Massakern der *semaine sanglante* zugeordnet, so auch noch die im August 2020 auf Arte ausgestrahlte Dokumentation »1870/71 Fotografien eines vergessenen Krieges«. Allerdings, eines der erhaltenen Exemplare des Fotos, jenes nämlich im Musée d'art et d'histoire de Saint-Denis, trägt die Bezeichnung »Victimes des 3, 4, et 5 avril 71«, womit es sich um Tote der Kämpfe von Anfang April 1871 handeln würde, als die Kommune mit einer Gegenoffensive gegen die in Versailles stationierten Regierungstruppen scheiterte.



Kommunarden in ihren Särgen (Fotografie vermutlich von André-Adolphe-Eugène Disdéri, Mai 1871)

Es ist belegt, dass der Kommune sehr daran gelegen war, die Identifizierung unbekannter Gefallener auch nach ihrer Beerdigung sicherzustellen: Wenige Tage nach der erwähnten Offensive – am 10. April – erließ sie ein Dekret, gemäß dem anonyme Tote fotografiert werden sollten und diese Fotos mit einer »Ordnungsnummer« (»numéro d'ordre«) versehen an das Rathaus zu schicken seien. Dort war eine zentrale Meldestelle eingerichtet worden, an die sich Angehörige bei der Suche nach Vermissten wenden konnten. Die Nummer sollte zum einen die Verbindung zum Sarg, in dem die Toten bestattet waren, herstellen, zum anderen wurde sie auch den bei den Leichen vorgefundenen Habseligkeiten zugewiesen. Tatsächlich existieren in Pariser Archiven und Sammlungen eine Menge von Fotos in Visitkartengröße, die Brustbilder von einzelnen gefallenen Kommunarden zeigen, auf deren Rand – zumeist dreistellige – Nummern aufgeschrieben wurden; auf manchen der Fotos ist zusätzlich ein »r« angebracht – »reconnu«, die Person konnte also nachträglich erkannt werden.

Eine umfassende Erforschung eines solchen Einsatzes von Nummern zur Ermöglichung der Identifizierung getöteter Aufständischer existiert bislang nicht; Materialien dafür lassen sich auch belletristischen Darstellungen entnehmen: Éric Vuillard etwa erwähnt in seiner Miniatur *14. Juli*, dass den Toten des Réveillon-Aufstands (28. April 1789) »kleine Karten mit Nummern« angeheftet wurden und Kommissare minutiös die Körper beschrieben; Oskar Maria Grafs *Wir sind Gefangene* wiederum lässt sich entnehmen, dass nach der Niederschlagung der Münchner Räterepublik im Frühling 1919 an den im Ostfriedhof aufgebahrten, mehr als 100 Leichen »Paketadressen oder kleine Pappendeckel« angebracht waren, auf denen »der Name oder eine Nummer« stand.

Dass das makabre Gruppenfoto des Pariser Frühlings von 1871 im Zusammenhang mit den Bemühungen der Kommune steht, anonymen Toten ihre Namen auch nach erfolgter Beerdigung zurückzugeben, erscheint somit als äußerst wahrscheinlich, auch wenn damit nicht geklärt ist, warum eine Nummer doppelt auftaucht. Sicher ist, dass es sich nicht um das einzige Foto dieser Art des Jahrs 1871 handelt und dass sich die Praxis, getötete Kombattanten gruppenweise in offenen Särgen mit angehefteten Nummern zu fotografieren, schon in den Monaten vor der Installierung der Arbeiterregierung nachweisen lässt: Bereits nach der Schlacht von Buzenval (19. Jänner 1871) wurden 250 getötete französische Soldaten im Auftrag des Polizeikommissar Gustave Macé dermaßen fotografiert.

Die Kommune sollte mit ihrer Anordnung vom April diese Praxis systematisieren – und zugleich auch individualisieren, denn die Getöteten wurden zumeist in Einzelaufnahmen porträtiert; mag sein, dass das mit April datierte Foto eine Zwischenstufe in dieser Entwicklung darstellte. Die Namen der Fotografen, die diesen Dienst an den Toten leisteten, sind bekannt: Y. Bondy, Auguste Muriel, Dellaras et Grelet und vor allem Eugène Pirou; ob das Foto mit den 12 Leichen tatsächlich von Eugène Disdéri stammt – sein Nachname ist am Karton des Abzugs angebracht –, ist bis heute strittig. Disdéri war jener Fotograf, der in den Jahren zuvor die Visitkartenfotografie popularisiert und für Teile des Bürgertums erschwinglich gemacht hatte; nach der Niederschlagung der Kommune sollte er sich an der konterrevolutionären Bildpropaganda mit Fotos von Paris in Ruinen beteiligen.

In der *semaine sanglante* brachen die Bestrebungen um die Erhaltung der Identifizierbarkeit der Getöteten zusammen – ein weiteres Argument dafür, dass die betreffenden Fotos mit den Nummern in den Wochen davor angefertigt wurden.

Angesichts der Allmacht des »bürgerliche[n] Kontrollnetz« (Walter Benjamin), das im 19. Jahrhundert noch die entferntesten Lebensbereiche erfassen sollte, haben nicht nur HistorikerInnen eine besondere Aufmerksamkeit für Strategien des Entziehens entwickelt; zugleich sollte aber nicht vergessen werden, dass Identifizierungstechniken wie die fotografische Erfassung, Nummerierung, Fingerabdrücke und auch die DNA-Analyse nicht alleine zur Vermehrung staatlicher Macht dienen, sondern auch dem Zweck, anonyme Tote zu benennen und Angehörigen wenigstens die Gewissheit um deren Schicksal zu geben. Eine gleiche Stoßrichtung hat die bereits vor mehr als zehn Jahren von Esperance-François Ngayibata Bulayumi erhobene Forderung, die massenhaft dem europäischen Grenzregime zum Opfer fallenden Flüchtlinge aus deren anonymen Tod zu holen: Eine DNA-Analyse der Ertrunkenen soll seinem Vorschlag nach zumindest ermöglichen, dass die Hinterbliebenen um diese trauern können, statt sie lebenslang im Unklaren zu belassen.

Die Nummern der toten Kommunarden zeugen jedenfalls von den Bemühungen, den anonym Bestatteten zumindest potenziell ihre Namen wiederzugeben und können auch als Aufbäumen gegen die Vertuschungsbemühungen der Partei der Ordnung betrachtet werden.

Auswahl aus den verwendeten Materialien:

- Audin, Michèle: *La Semaine sanglante*. Mai 1871. Légendes et comptes. Montreuil: Éditions Libertalia, 2021.
- Audin, Michèle; 11 avril 1871 – *inhumations « sans mandat » au Père-Lachaise*, in: La Commune de Paris. Blog de Michèle Audin, 11.5.2020, *https://macommunedeparis.com/2020/05/11/11-avril-1871-inhumations-sans-mandat-au-pere-lachaise/* (letzter Zugriff 9.11.2021)
- Brown, Howard G.: *Mass Violence and the Self. From the French Wars of Religion to the Paris Commune*. Ithaca/London: Cornell University Press, 2018. (Zahl der Toten S.195f, zur Fotografie S. 203f.)
- Cadavres d'insurgés dans leurs cercueils, *fr.wikipedia.org* <*https://fr.wikipedia.org/wiki/Cadavres_d'insurg%C3%A9s_dans_leurs_cercueils*> (letzter Zugriff 9.11.2021)
- Bulayumi, Espérance-Francois Ngayibata: *Requiem für Pescho. Eine Trauerarbeit der anderen Art*. Wien: aa-Infohaus, 2008.
- Lissagaray, Prosper: *Geschichte der Commune von 1871* Frankfurt am Main: Suhrkamp es 577, 1971. (zur Schau gestellte Tote S.361f , Zahl 20.000: S. 371)

Anton Tantner ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Wien, Publikationen u. a. für Augustin, Malmoe, Merkur, Wiener Zeitung *und* Die Presse Spectrum. *Homepage mit umfassenden Publikationsverzeichnis auf* http://tantner.net

Der Frauenpreis der Stadt Linz

Die Stadt Linz vergibt jährlich zum Internationalen Frauentag am 8. März den mit 3.600 Euro dotierten Frauenpreis. Diese Auszeichnung soll durch die öffentliche Aufmerksamkeit, finanzielle Unterstützung und politische Anerkennung helfen, die feministischen und frauenpolitischen Anliegen des ausgezeichneten Projektes voranzubringen, sowie als Vorbild zu geschlechterdemokratischem Handeln ermutigen.



Fotocredit: ZoeGoldstein

Alle Informationen zur Einreichung finden Sie unter: **www.linz.at/frauen**

Mag.ª Eva Schobesberger
Frauenstadträtin

Frauenbüro der Stadt Linz





Die Wirklichkeit aller bisherigen Existenz

Ein Interview mit der Historikerin *Waltraud Neuhauser-Pfeiffer* zur Geschichte jüdischen Lebens in Steyr.

Sie haben sich in Ihrem Buch mit der Geschichte des jüdischen Steyr auseinandergesetzt. Auf welchen Zeitraum ist der Beginn jüdischen Lebens in Steyr zu datieren?

Waltraud Neuhauser-Pfeiffer: Der Beginn der jüdischen Ansiedlung in Steyr lässt sich auf die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen. Der bekannte Steyrer Chronist Valentin Preuenhueber erwähnt den Juden »Hein(d)lein« anlässlich eines Hauskaufes 1345, doch Norbert Haslhofer weist mit Quellenstudien nach, dass diese Datierung nicht richtig sein kann. Nach seinen Erkenntnissen ist die älteste Quelle auf das Jahr 1363 zu datieren.

Wie gestaltete sich das Leben der Juden im mittelalterlichen Steyr?

Juden und Jüdinnen waren aufgrund ihres wirtschaftlichen »Knowhows« bei den Städtegründungen für die Stadtherren und BürgerInnen von großer Bedeutung, da ein ständiger Kapitalbedarf gegeben war. Juden waren seit dem Aufkommen der Geldwirtschaft in Städten vorrangig auf Kredit- und Pfandgeschäfte spezialisiert, während es den Christen durch das »kanonische Zinsverbot« schon seit dem 4. Jahrhundert offiziell verboten war, Zinsen für geliehenes Kapital von ihren Glaubensgenossen zu verlangen.
Doch im Laufe des Mittelalters wurde das Leben der jüdischen Bevölkerung immer schwieriger und war von vielen Einschränkungen, vor allem seitens der Kirche, aber auch von den weltlichen Herrschern bestimmt. Besonders im 14. Jahrhundert, als sich auch in Steyr Juden und Jüdinnen niederließen, war ihre soziale Diskriminierung bereits weit fortgeschritten. So wurde den Steyrer Juden 1371 der Handel mit Wein und Getreide von Herzog Albrecht III. verboten und der Hauserwerb eingeschränkt. In den Siebzigerjahren des 14. Jahrhundert wurden die österreichischen jüdischen StadtbewohnerInnen gefangengenommen und ihr Vermögen eingezogen, um hohe Lösegelder zu erpressen.

Bild: Christoph Waghubinger

Seit 2002 ist die ehemalige Friedhofstiege in Steyr nach dem überlebenden Steyrer Juden Friedrich Uprimny (1921-1992) benannt.

Betrafen die Vertreibungen, Folterungen und Morde in der Wendezeit 14./15. Jahrhundert, von denen etwa die jüdische Quelle »Wiener Gesera« berichtet, auch die Steyrer Juden?

Ja, auch die Juden und Jüdinnen von Steyr wurden – so wie die übrigen aus den herzoglichen Städten und Ortschaften Österreichs ob und unter der Enns – 1420 verhaftet, gefoltert, vertrieben, wenn sie sich nicht taufen ließen. Die Ärmeren wurden auf der Donau auf Schiffen ausgesetzt und des Landes verwiesen, die mehr als 200 Reicheren, die sich nicht taufen ließen, wurden auf der Gänseweide in Erdberg bei Wien am 12. März 1421 verbrannt. Davon berichtet die sogenannte »Wiener Gesera«, eine zeitgenössische Quelle. Herzog Albrecht V. beschuldigte die Juden, die Hussiten, gegen die er Kriege führte, unterstützt zu haben. Der tatsächliche Grund für sein Vorgehen ist nicht bekannt, dürfte aber in seiner ständigen Geldnot gelegen haben. Er rechtfertigte sich schließlich mit einem »Hostienfrevel« in der Ennser Pfarrkirche, bei der die Mesnerin [Anm.: Kirchendienerin] Hostien an Juden verkauft haben soll, die dann von diesen geschändet worden seien. Auch von einer »Garstner Hostienschändung« von 1420 wird berichtet, ein Reliquiar aus dem Jahr 1639 wird im Stiftsmuseum der Garstner Pfarrkirche aufbewahrt. Der erwähnte Steyrer Chronist Valentin Preuenhueber bezeichnete die Juden in seinen Annalen anlässlich dieser angeblichen »Hostienschändung« als Ungeziefer.
Das jüdische Leben fand damit im Herzogtum ob der Enns sein Ende.

Zur Zeit vieler gesetzlicher Verbesserungen im Kaisertum – von den Toleranzpatenten Josephs II. bis Mitte des 19. Jahrhunderts – erfolgte ein größerer Zuzug von Juden und Jüdinnen nach Steyr. Wie entwickelte sich die jüdische Gemeinde bis zum Ersten Weltkrieg?

Die Geschichte der Juden und Jüdinnen ist seit dem Mittelalter von Diskriminierung und Verfolgung geprägt, doch mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert, in Österreich unter Maria Theresia und Joseph II., kam es zu ihrer rechtlichen Besserstellung, vor allem aus wirtschaftlichen Gründen. Dennoch unterlagen Juden und Jüdinnen noch immer zahlreichen Einschränkungen. Erst das Staatsgrundgesetz von 1867 gewährte ihnen völlige rechtliche Gleichstellung.
Mitte des 19. Jahrhunderts zogen Juden und Jüdinnen aus dem böhmischen Raum nach Steyr. 1857 lebten 16 Familien, ca. 50 Personen, bei einer Stadtbevölkerung von ungefähr 11.000 Menschen, hier. Sie waren vorwiegend im Handel und Gewerbe tätig, erwarben auch Haus- und Grundbesitz, gründeten Fabriken und ein Betlokal.

Sie erwähnen im Buch – als ein Beispiel von vielen – auch die bemerkenswerte Lebensgeschichte des Schneidergesellen Hermann Prager. 1877 wurde er der Stadt verwiesen. Was hatte er »verbrochen«?

Hermann Prager war ein streitbarer Arbeiterführer, der die Zustände in der »Werndlschen Waffenfabrik« unter dem damaligen Direktor Holub kritisierte und deshalb der Stadt verwiesen wurde.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert machte sich ein zunehmender Antisemitismus bemerkbar. Inwiefern war er in Steyr institutionell verankert (Zeitung, Vereine, …)?

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahm der Antisemitismus stark zu. In Steyr gründete Johann Simader 1882 die antisemitische Zeitschrift »Die Judenfrage«, die antijüdische Ressentiments als Programm verfolgte. Beim Durchblättern dieser Zeitschrift, die nach dem Tod Simaders 1896 eingestellt wurde, fragt man sich, wie Judenhass so viele Seiten füllen kann. Doch auch nach dem Einstellen der Zeitschrift trieb der Antisemitismus sein Unwesen. Nach außen hin schienen die jüdischen BewohnerInnen integriert, waren sie doch angesehene BürgerInnen der Stadt, doch in Vereinen – wie beispielsweise im »Deutschen Turnverein« – war die antijüdische Stimmung deutlich spürbar. In der Zwischenkriegszeit verstärkte sich diese noch, besonders bei den bürgerlichen Parteien der Deutschnationalen und Christlichsozialen, aber auch in der katholischen und evangelischen Kirche war Antisemitismus weit verbreitet. In den 1930er-Jahren häuften sich antisemitische Vorfälle in Schulen, Geschäften und im »Steyrer-Alpenverein« wurde Ende 1921 der »Arierparagraph« eingeführt, der Juden und Jüdinnen die Mitgliedschaft verwehrte.

Mit dem Anschluss galten nun auch in Oberösterreich die Nürnberger Rassegesetze, die organisierte Verfolgung setzte ein. Wie viele Steyrer Juden und Jüdinnen überlebten diese nicht? Gelang manchen die Flucht?

1892, bei der Gründung der Steyrer Kultusgemeinde, die die politischen Bezirke Steyr Stadt- und Landbezirk und Kirchdorf an der Krems umfasste, zählte sie 202 Mitglieder, was vermutlich ein Höchststand war. Viele Jahre später, bei der schon vom NS-Regime durchgeführten Volkszählung vom Mai 1938 wies die jüdische Bevölkerung nur mehr 64 Personen aus, bei einer Gesamtbevölkerung von knapp über 31.000 Personen. Zu diesem Zeitpunkt dürften jedoch mehrere Juden und Jüdinnen Steyr bereits verlassen haben. Eine genaue Anzahl derer, die sich in die Emigration retten konnten, ist nicht eruierbar. Fast in jeder Familie sind Ermordete zu beklagen, manche Familien wie die gesamte Familie Garde, die Eltern Marie und Jakob und ihre Kinder Hugo, Walter und Renée, fielen der Mordmaschinerie der Nazis zum Opfer. Am jüdischen Friedhof in Steyr erinnert heute eine Gedenktafel an 86 Holocaustopfer der israelitischen Kultusgemeinde Steyr.

In Steyr existierte zwischen 1942 und 1945 nicht nur das KZ Steyr-Münichholz (siehe Versorgerin #124) **sondern im selben Stadtteil auch ein Arbeitslager für jüdische Häftlinge. Könnten Sie über dieses eher unbekannte Kapitel der Stadtgeschichte ein paar Worte sagen?**

Von 1941 bis Anfang 1942 gab es in Münichholz ein Arbeitslager für Juden und Jüdinnen, die beim Bau des neuen Wälzlagerwerks der Steyr-Werke eingesetzt wurden. Der Jesuiten-Pater Josef Meindl erwähnt dieses Lager, in dem später ZwangsarbeiterInnen anderer Nationalitäten untergebracht waren, auch in seiner Pfarrchronik.

Wollten überlebende Steyrer Juden und Jüdinnen zurückkehren? Wurden Sie dabei unterstützt?

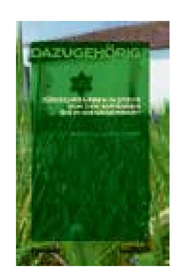
Die meisten kehrten nicht mehr in ihre ehemalige Heimatstadt zurück, sie wurden weder dazu aufgefordert, noch wollten sie aufgrund der schrecklichen Geschehnisse zurückkommen. Nach Steyr zurückgekehrt sind nach dem Krieg nur Max und Hermine Fürnberg, deren Sohn Hans in Auschwitz ermordet worden war und deren Kinder Karl und Marianne in ihren Emigrationsländern Israel und England blieben. Auch Fritz Uprimny, dessen Eltern Eduard und Margarethe mit den beiden kleineren Kindern Heinzi und Mirjam ermordet worden waren, siedelte sich 1947 wieder in Steyr an, seine Geschwister Dolfi und Anni lebten bis zu ihrem Tod in ihrer neuen Heimat Israel. Fritz Uprimny kämpfte jahrelang um die Rückgabe seines Hauses am Wieserfeldplatz, das ihm erst im Jahre 1963 zurückgestellt wurde.

In einer Dokumentation des Mauthausen Komitee Steyr findet sich ja die unrühmliche Anekdote, dass sich die Stadt noch 1993 geweigert hatte, den Besuch der in Steyr geborenen, mittlerweile aber in anderen Ländern lebenden Verfolgten nennenswert finanziell zu unterstützen. Sie waren im Mauthausen Komitee aktiv. Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Gedenkpolitik und das Geschichtsbewusstsein der Steyrer Bevölkerung?

Noch in den 1980er- und selbst in den 1990er-Jahren war das Erinnern an die Zeit des Nationalsozialismus und die damit verbundenen Verbrechen ein nach wie vor tabuisiertes und verdrängtes Thema. Kaum jemand wusste um die Existenz des jüdischen Friedhofs und des KZ-Nebenlagers in Steyr-Münichholz. Noch viel weniger war bekannt, dass viele ZwangsarbeiterInnen unterschiedlichster Nationalitäten für die Rüstungsindustrie der Steyr-Werke arbeiten mussten. Das Erinnern daran versucht seit 1988 eine kleine Gruppe, aus der das Mauthausen-Komitee Steyr hervorging, wachzuhalten.
Es war tatsächlich so, dass die ehemals jüdischen BewohnerInnen von Steyr, die im November 1993 zur Buchpräsentation »Vergessene Spuren. Die Geschichte der Juden in Steyr« eingeladen wurden, vom offiziellen Steyr nicht wirklich willkommen waren. Erst Spenden aus der Bevölkerung deckten schließlich die Reise- und Aufenthaltskosten.
Im Laufe der folgenden Jahrzehnte etablierte sich jedoch aufgrund der Tätigkeit des Mauthausen-Komitees eine vom offiziellen Steyr und von weiten Teilen der Bevölkerung getragene Gedenkkultur. Mit zunehmender Distanz zu den historischen Ereignissen und mit dem Ableben der ZeitzeugInnen ist jedoch zu befürchten, dass die offizielle Gedenkkultur immer mehr zu hohlen Ritualen erstarrt. Das Etablieren einer neuen lebendigen Gedenkkultur ist daher eine Herausforderung für die Zukunft.

Warum ist Erinnerung heute wichtig?

Die Vergangenheit ist nicht mehr und nicht weniger als die Wirklichkeit aller bisherigen Existenz. Demzufolge ist die Gegenwart die auf diese Wirklichkeit gegründete, uns umgebende Welt. Wir sind selbst mit unseren Lebensformen Teil und Verursacher dieser Welt. Für die Zukunft bedeutet dies, jene schreckliche Wirklichkeit aus der Vergangenheit zu erkennen und nicht zu vergessen und all jene Wirklichkeiten, auf die wir heute mit Stolz zurückblicken, weiterzuentwickeln und damit zu einer zukünftigen lebenswerten Existenz zu verhelfen. Aber ein solcher Zugang zu einer möglichen gestaltbaren Wirklichkeit ist ohne Kenntnis und ohne ständige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Makulatur.



Waltraud Neuhauser-Pfeiffer ist pensionierte Professorin für Geschichte und Französisch, langjährige Mitarbeiterin im Mauthausen Komitee Steyr (1988–2013) und Mitkuratorin des Gedenkorts »Stollen der Erinnerung« in Steyr. Zuletzt ist von ihr im Verlag Ennsthaler das Buch »Dazugehörig? Jüdisches Leben in Steyr von den Anfängen bis in die Gegenwart« erschienen.

Phantastischer Realismus

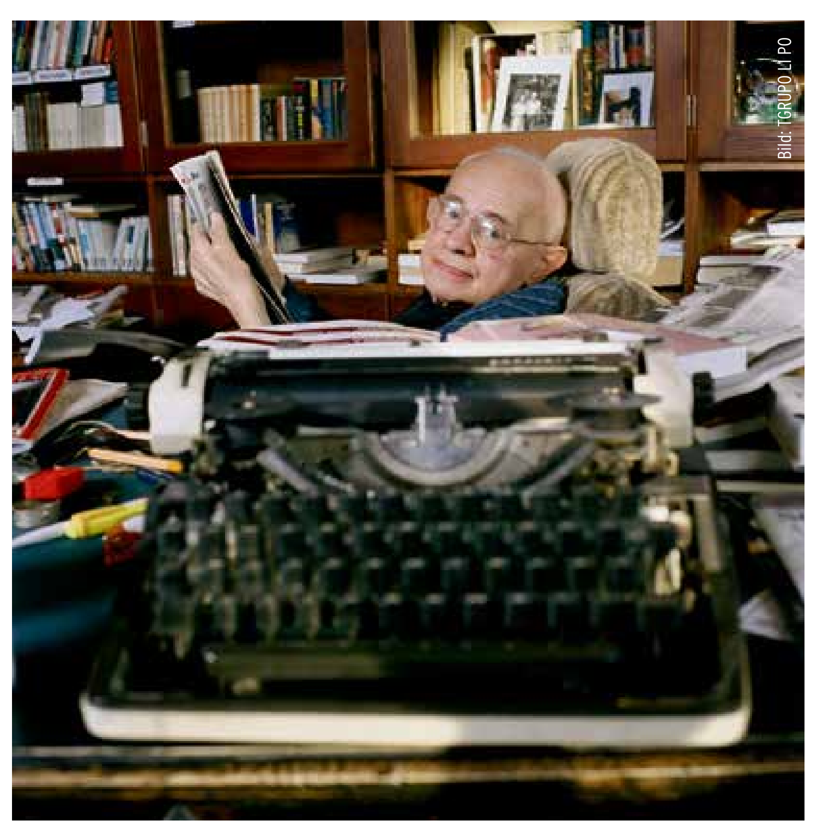
Stanisław Lem, dessen 100. Geburtstag dieses Jahr begangen wurde, hat sich stets gegen die Unterstellung verwahrt, er schreibe Science-Fiction. Was diese Verweigerung mit seiner jüdischen Erfahrung zu tun hat, erläutert *Magnus Klaue.*

In einem Interview, das der französisch-amerikanische Schriftsteller Raymond Federman 1981 mit Stanisław Lem in dessen Haus in Krakau führte, begründete dieser seine Ablehnung der Gattungsbezeichnung »Science-Fiction« mit den Worten: »Der Begriff Science-Fiction hat für mich persönlich etwas Beleidigendes an sich, denn er täuscht eine Verbindung zur Wissenschaft vor, während er in Wirklichkeit nichts mit Wissenschaft zu tun hat. Viele Jahre lang habe ich Science-Fiction gelesen, in der Hoffnung, in dieser riesigen Menge von Werken etwas Interessantes zu finden. Aber ich habe nichts Interessantes gefunden, und so habe ich vor einigen Jahren ganz aufgehört, mich mit Science-Fiction zu beschäftigen.« Dass Lem, der bis heute standardmäßig als Science-Fiction-Autor rubriziert wird, das Genre als etwas ihm Fremdes beschreibt, aus dem er nicht einmal Anregungen für die eigene Arbeit habe erhalten können, mutet kurios an. Verständlicher wird es angesichts des lebensgeschichtlichen Hintergrunds, der Lem mit Federman verband. Federman, 1928 in Montrouge in der Nähe von Paris geboren, stammte wie Lem aus einer jüdischen Familie. Im Juli 1942 stürmte die französische Polizei im Auftrag der deutschen Besatzungsmacht die Wohnung seiner Familie und durchsuchte sie. Der damals 14-jährige Federman wurde von seiner Mutter im Kleiderschrank versteckt. Federmans Eltern und seine beiden Schwestern wurden deportiert und in Auschwitz ermordet. Er selbst überlebte in wechselnden Verstecken und wanderte 1947 in die Vereinigten Staaten aus, wo er als Jazz-Saxophonist, als Soldat in der US-Army und schließlich als Schriftsteller Auskommen fand.

Der sieben Jahre ältere Lem war Sohn einer polnisch-jüdischen Arztfamilie und studierte in Lemberg bis zu dessen Besatzung durch Deutschland Medizin. Es gelang ihm, seine jüdische Herkunft durch gefälschte Ausweispapiere zu verschleiern, und er arbeitete unter der deutschen Besatzungsmacht als Mechaniker und Schweißer, während er klandestin den polnischen Widerstand unterstützte. Fast alle seine Familienmitglieder wurden in der Shoah ermordet, und seine Lebensgeschichte blieb auch nach 1945, obwohl er sein Studium wieder aufnehmen und als Journalist arbeiten konnte, geprägt vom auch in Polen weiterhin virulenten Antisemitismus. Dieser wurde nun durch die neuen politischen Spaltungen im Zuge der Blockkonfrontation überlagert. 1945 zog Lem von Lemberg, das nach der Befreiung durch die Rote Armee an die Sowjetunion gefallen war, nach Krakau um, wo er fortan lebte. In seinem frühen, 1955 erschienen Roman »Das Hospital der Verklärung«, der den Lebensalltag von Ärzten und Patienten in einer psychiatrischen Klinik in Polen während der Zeit der deutschen Besatzung schildert, hat Lem zum ersten und letzten Mal die historisch-biographischen Grundlagen seines Schreibens unmittelbar zum Gegenstand der eigenen literarischen Arbeit gemacht. Der Protagonist des Romans, der junge Arzt Stefan Tryziniecki, wird Anfang der 1940er Jahre in der Klinik, in der er arbeitet, Zeuge von Menschenexperimenten, systematischer Euthanasie und sadistischer Folter, die deutsche und kollaborierende polnische Kollegen an Patienten vornehmen, und entwickelt dadurch als anfangs unpolitischer Mensch ein immer schärferes Bewusstsein dafür, dass technologischer und medizinischer Fortschritt nicht nur den Keim zur Verbesserung menschlicher Verhältnisse, sondern auch zu deren Zerstörung in sich tragen.

Als Klinik- und zugleich Entwicklungsroman war »Das Hospital der Verklärung« so etwas wie eine polnisch-jüdische Antwort auf Thomas Manns 1924 erschienenen Roman »Der Zauberberg«, dessen spätbürgerlich-dekadentes Szenario dreißig Jahre später wie das Zeugnis einer völlig anderen Epoche anmutete. Weil er bei der Arbeit daran selber merkte, dass der bürgerliche Bildungsroman sich für den Ausdruck der historischen Erfahrung, die sein Gegenstand war, nicht eignete, griff Lem fortan auf Formen der Trivialliteratur zurück, mit denen er schon zuvor experimentiert hatte. In seinen frühen Groschenromanen »Der Mann vom Mars« (1946) und »Der Planet des Todes« (1951) hatte er sich bereits darin geübt, Erzählformen der utopischen und dystopischen Literatur zu adaptieren. Die nicht wissenschaftlich oder metaphysisch begründete, sondern kindlich-experimentelle Freude an der Astronautik, von der diese frühen Bücher geprägt sind, hat Lem seither bewahrt und zur Quelle eines Schreibens gemacht, das sich mit den tradierten Begriffen der hohen und populären Literatur nicht angemessen beschreiben lässt. Vor allem deshalb nicht, weil Lem das spielerische, gleichsam kindliche Moment seines Schreibens stets mit einem tiefen, historisch begründeten Ernst vermittelt hat.

Am deutlichsten wird das an seinem 1961 erschienenen, vielfach verfilmten Roman »Solaris«, worin Elemente der aus Lems Anfängen vertrauten Weltraum-Kolportage für eine Reflexion der Problematik von Gedächtnis und Vergessen in der damaligen Gegenwart genutzt werden. Der Planet Solaris, von dessen Erforschung der Roman in vielfach miteinander verschränkten Zeit- und Handlungsebenen erzählt, wird von einer anscheinend lebendigen und vernunftbegabten Substanz belebt, einem riesigen Ozean, der aus sich selbst heraus verschiedenste Wesen und Nachbildungen früher lebender Menschen hervorzubringen vermag. In den menschlichen Reinkarnationen, die er erzeugt, scheinen sich verdrängte Schuldgefühle, vergessene Untaten und verschüttete historische Ereignisse der Menschheitsgeschichte zu verkörpern. Der Protagonist Kris Kelvin, der eine Forschungsstation auf Solaris inspiziert und dort solchen Reinkarnationen begegnet, trifft unter ihnen auch eine Wiederverkörperung seiner verstorbenen Freundin Haley. Unmenschlich-menschlich, wie sie ist, zeigt sie sich zur Selbsterkenntnis und Reflexion ihrer selbst als Nachbildung fähig und hegt den Plan, die Welt der posthumanen Wiedergänger, die Solaris beleben, zu zerstören. Kelvin stellt sich ihrem Vorhaben zunächst in den Weg, lässt sie aber schließlich bei dem Versuch der Selbstzerstörung der Replikanten gewähren.



Stanisław Lem

Obwohl »Solaris« gegenüber dem historischen Realismus von »Das Hospital der Verklärung« eine Rückkehr zu Lems trivialliterarisch inspirierten Anfängen bedeutete, werden diese in dem Roman ebenso überschritten wie die Formen des erzählerischen Realismus. »Solaris« lässt sich als fiktionale Reflexion von Gedankenfiguren der idealistischen und materialistischen Philosophie lesen – als Parabel auf den widersprüchlichen und zugleich notwendigen Zusammenhang zwischen Substanz und Erscheinung, Sein und Schein, Materie und Geist. Zugleich bleibt das Buch unverständlich, wenn es nicht bezogen wird auf die historischen Erfahrungen, die es in sich aufgenommen hat, ohne sie zu thematisieren: Der Planet Solaris ist nicht einfach eine dem menschlichen Geist inkommensurable Erscheinungsform kosmischen Lebens, sondern in dieser Inkommensurabilität drückt sich selbst Menschliches aus, das einen zeitgeschichtlichen Index hat. So sehr ist die Geschichte der menschlichen Zivilisation zugleich eine der Selbstverstümmelung, der Selbstverleugnung und wechselseitigen Knechtung der Menschen, dass diese ihr akkumuliertes schlechtes Gewissen, ihre Lebenslügen und schon zu Lebzeiten begrabenen Hoffnungen gleichsam externalisieren, aus der Menschheit ausschließen und anderswo anhäufen müssen. Der Planet Solaris figuriert insofern als Ozean des verdrängten und ins historische Unbewusste herabgesunkenen Wissens der Menschen um die Tatsache, dass sie ihren eigenen Begriff tagtäglich verraten und korrumpieren. Das Unheimliche der Replikanten, die Solaris bevölkern, besteht in dieser vertrauten Unvertrautheit.

Ob Haleys Vorhaben, das Zerstörerische, das sie in sich selbst als einer Wiedergängerin des verdrängten Menschlichen entdeckt, zum Verschwinden zu bringen, als Potenzierung der Barbarei oder als Möglichkeit einer Selbstzivilisierung der Menschen aufgefasst wird, bleibt bei Lem im Unklaren. Seine phantastischen Romane, von den 1957 erschienenen »Sterntagebüchern« bis zu dem späten Roman »Fiasko« (1987), sind geprägt durch diese doppelte Verweigerung sowohl gegenüber dem Genre der Utopie wie der Dystopie. Dass Lems Serienprotagonisten, wie die vielfach begegnenden Astronauten Ijon Tichy und Pirx, literaturhistorisch der Tradition des Schelms und Narren entspringen, verweist auf diese Doppeldeutigkeit. Leitfigur des utopischen Science-Fiction, einer fortschritts- und technikoptimistischen Gattung, ist der Raumfahrer als neue Form des Naturbeherrschers, Erkunders und Ingenieurs, der die Möglichkeiten des Menschen über seinen terrestrischen Einflusskreis hinaus erweitert und dadurch wiederum den Menschen nützt. Leitfigur der Dystopie ist der finstere Abenteurer, der in der Fremde, die er erkundet, seinen eigenen Schattenseiten, Ängsten und zurückgestauten Trieben begegnet, die in der phantastischen Welt entfesselt statt zivilisiert werden. Der Schelm ist demgegenüber eine Schwellenfigur: Er verbindet den kindlichen Optimismus des Entdeckers mit der Düsternis des Abenteurers, der mit den eigenen Grenzen und Abgründen konfrontiert wird. Er ist weder Optimist noch Existentialist, sondern Zweifler und Ironiker.

Von Ironie lässt sich bei Lem indessen nur im Sinne der frühromantischen Ironie sprechen, deren Selbstdistanzierung und Selbstrelativierung kein leeres Spiel, sondern Ernst und eben dadurch überhaupt erst ein Spiel im Wortsinn ist. Seine Astronauten und Raumfahrer verbindet mit den Detektivfiguren seiner Kriminalromane, die die Gattung des Whodunit in ähnlicher Weise negieren und erneuern wie seine phantastischen Romane den Science-Fiction, dass ihre Ermittlungsarbeit auf eine Erkenntnis hinausläuft, die den Erkenntnisbegriff der positiven Wissenschaften übersteigt, ohne deshalb bloße Spekulation oder Metaphysik zu sein. Lems erster, 1958 entstandener Kriminalroman »Die Untersuchung« handelt von mysteriösen Ereignissen auf englischen Friedhöfen, wo der Reihe nach Leichen verschwinden, die an anderen Orten wiederauftauchen. »Der Schnupfen«, 16 Jahre später veröffentlicht, erzählt von einer Serie unerklärlicher Todesfälle in Italien, wo eine Reihe von Touristen, die allesamt allergische Vorerkrankungen hatten, an einer unbekannten Krankheit zu sterben scheinen. In beiden Romanen ist bis zum Schluss unklar, ob überhaupt Straftaten vorliegen, und in beiden führen die Ermittlungsarbeiten der Behörden in ein unentwirrbares Durcheinander von Korrelationen, Zufällen, Vermutungen, statistischen Spekulationen und Hypothesen, aus denen es am Ende kein Entkommen mehr gibt. Der Versuch der Aufklärung potenziert das Rätsel gerade dadurch, dass er auf alle möglichen Teilfragen Antworten bietet, die einander allesamt widersprechen und die Zweifel daran verstärken, ob es überhaupt ein Rätsel gibt.

Dass Lem sich in allem, was er geschrieben hat, sowohl geweigert hat, den Aufklärungsversprechen der modernen Wissenschaften Vertrauen zu schenken, wie auch ihren aufklärungsfeindlichen Gegnern Recht zu geben, zeugt von einer reflektierten kindlichen und dadurch erwachsenen Skepsis gegenüber der Möglichkeit positiver Erkenntnis überhaupt. Den historischen Erfahrungsgrund dieser Skepsis hat er in »Das Hospital der Verklärung« ausbuchstabiert: das Selbstdementi der Wissenschaften des Menschen im Angesicht des Verrats der Menschheit an ihrem eigenen Begriff. Indem er seit diesem frühen Buch zumindest in seiner Rolle als Autor kaum je mehr über diesen Erfahrungsgrund gesprochen hat, hat er ihn dennoch zur Geltung gebracht: Das Schweigen spricht von dem, wovon es schweigt. Wo dieser Zusammenhang nicht gegenwärtig ist, wird Lems phantastische Literatur um ihren realistischen Kern gebracht und dadurch wirklich zum leeren Spiel.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und schreibt u.a. für die* Bahamas. *Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der Band* Die Antiquiertheit des Sexus.

Die unsichtbare Unterlage

Barbara Eder über das Buch »Track Changes: A Literary History of Word Processing«, in dem sich Matthew G. Kirschenbaum mit der Materialität von Schreibprozessen beschäftigt.

In den Fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts ging eine der ersten massentauglichen Reiseschreibmaschinen vom Band einer backsteinroten Manufaktur im Norden Italiens. Knapp ein halbes Jahrhundert zuvor hatte Camillo Olivetti, Konstrukteur und Sozialist, dafür den Grundstein gelegt. 1909 begann er im Hügelland von Ivrea mit ersten Konstruktionszeichnungen für eine Schreibmaschine, als Olivetti M 1 wurde sie drei Jahre später auf der Turiner Industrieausstellung präsentiert. Sohn Adriano, der das Unternehmen 1933 übernahm, interessierte sich anfangs mehr für die Idee der sozialen Gerechtigkeit als für die väterlichen Apparate; inmitten der Nachkriegsdepression verdoppelte er die Anzahl der Beschäftigten, schulte die meist ungelernten Arbeiter_innen und ökonomisierte alle Abläufe in der Fabrik. Unter ergonomisch optimierten Bedingungen gab er den Auftrag zur Produktion einer Schreibmaschine, die von Beginn an mehr sein sollte als ein Schmuckstück für den bürgerlichen Salon. Die Lettera 22 ist funktional im Design und robust im Anschlag; mit einem Gesamtgewicht von knapp viereinviertel Kilogramm sollte sie selbst die filigranste Flugmaschine nicht in Turbulenzen bringen: In einem Olivetti-Plakat aus den 1950ern heftet die Reiseschreibmaschine im türkisen, pistaziengrünen oder anthrazitfarben Stahlmantel sich an die zarten Streben eines Papierdrachens.

»Dies ist eine tragbare Maschine, die ein Minimum an Abmessungen, Gewicht und Preis mit maximaler Leistung kombiniert«, heißt es in einer Olivetti-Ankündigung der Lettera 22, »einfach, leicht und leise« – für schreibende Apparate dieser Zeit keine Selbstverständlichkeit. Maschinenschrift entstand als Aneinanderreihung von mechanischen Zeichen und die Typenhebel wogen schwer; geräuscharm zu tippen galt als tugendhaft – und als Prophylaktikum gegen ein Rattern im Kopf, das noch nach Dienstschluss anhielt. Mit dem Slogan »silent as the purr of a kitten« wurde etwa der amerikanische Remington-Typewriter beworben, seine norditalienische Verwandte führte ein ähnliches Versprechen mit sich: »La tastiera dolcissima« – vor dem orange-violetten Hintergrund des piemontesischen Hügellandes schreibt es sich mit sanften Pfoten. In einem der Olivetti-Plakate aus den Sechzigern beginnt eine Sekretärin blind zu tippen. Währenddessen fängt sie an, mit ihren kobaltblauen Augendeckeln zu klimpern. So jedenfalls will es das Geschlechterklischee – ohne Schminke ist es nicht zu haben.

In Matthew G. Kirschenbaums Annäherung an die Geschichte mechanischer und elektronischer Schreibgehilfen des 20. Jahrhunderts kommt die Lettera 22 mehrfach vor. Es ist jene Schreibmaschine, auf der Pier Paolo Pasolini zu tippen pflegte und auch ihre Nachfolgerinnen waren unter Autor_innen besonders beliebt. Der amerikanische Fiction-Autor Cormac McCarthy erstand seine erste Olivetti in den Sechzigern gegen 50 Dollar im Pfandhaus von Knoxville, Jacques Derrida erwarb zur Mitte der Achtziger eines ihrer elektronischen Nachfolgemodelle und bezeichnete es fortan als »petit Mac«. Bei Derridas Olivetti ist die Hebelwirkung des Fingers bereits durch einen elektronischen Impuls ersetzt, die Zeichen persistieren im Speicher und der Text erscheint am Display. Schreiben ist fortan keine Angelegenheit von Musenheeren mehr, im Hardware-Hintergrund arbeitet eine Schaltkreis-Armee; demgemäß sind Matthew M. Kirschenbaums Interventionen auch technomaterialistisch: Wenn es schreibt, dann ist dies kein Resultat von Spontan-Eingebungen; die Eingaben beschränken sich auf Tastatur-Inputs, abgelegt im Cache des Textverarbeitungsprogramms der Wahl. Nach anfänglichem Zögern ließ auch Derrida sich immer mehr von dessen Regeln leiten – er entschied sich dazu, die Einschränkungen zu akzeptieren, die sein »Word Processor« ihm bezüglich der Absatzlängen auferlegte.

»WordPerfect« – Anfang der Achtziger war der Name dieser DOS-Implementation noch zu lang, um abgespeichert zu werden. Die Sozialgeschichte des Schreibens hat sie dennoch verändert: Von Bedeutung sind Wörter seither auch als Datentypen, ihre Ansammlungen ausführbare Programme. Was aus Maschinensicht zählt, sind Informationsgehalt und Auftrittswahrscheinlichkeit der Zeichen, ihr semantischer Sinn ist sekundär. »The quick brown fox jumps over the lazy dog« – mit diesem Pangramm überprüft man nicht nur die alphabetische Vollständigkeit eines Zeichensatzes, im Internet taucht er auch als vorübergehendes Füllmaterial für leere Templates auf. Der generische Vorläufer des Blanko-Textes verursachte Kirschenbaum zufolge den wohl bekanntesten »writer's block« der Filmgeschichte: »All work and no play makes Jack a dull boy« – in Deutsch: »Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen«. Im verschneiten Berghotel der Rocky Mountains mutiert Jack Torrance alias Jack Nicholson zur totalen Tippmaschine. Es ist stets derselbe Satz, der aus seinem Typewriter quillt – typografisch variiert und in Endlosschleife.

Olivetti Lettera 22

Was im Englischen wie eine Forderung nach mehr Spiel klingt, hört sich in der deutschen Übersetzung an wie ein Zuviel an protestantischem Arbeitsethos; aufgeschoben wird in beiden Fällen – und dabei nicht weniger zitiert. Jene Szene in »The Shining«, in der Shelley Duvall die seltsame Seitenproduktion ihres Mannes entdeckt, ist Kirschenbaum zufolge auch ein Kommentar zur Schreibpraxis eines ganz anderen Jack. Mit dem Satz »Es ist kein Schreiben. Es ist nur Tippen« würdigte Truman Capote die Hervorbringungen seines literarischen Konkurrenten Jack Kerouac; heute erzielte man wohl denselben Effekt, wenn man die Romane des Gegners mit den Endergebnissen der KI vergleichen würde: »The quick brown fox jumps over the lazy dog« – der immergleiche Text kommt in »The Shining« aus einer Adler Schreibmaschine; am Computer ließe er sich iterativ abrufen.

Was bleibt von einer Geschichte des Schreibens und der Schrift, die mit dem Aufkommen erster Textverarbeitungsprogramme das Laufen lernte? Und wie geht es weiter mit den Menschen und Maschinen, die sie schrieben? In Kirschenbaums Kompilation sind ihre Akteur_innen keineswegs nur weiß und männlich, den technischen Möglichkeiten zur textverarbeitenden Teilautomatik waren neben den Science-Fiction-Größen Arthur C. Clarke und Isaac Asimov jene am wenigsten abgeneigt, die aus einer politischen Dringlichkeit heraus schrieben. »Sind die Schwulen nicht gezwungen die Propagandaartikel gegen sich selbst zu verfassen, selbst zu setzen, selbst zu lektorieren? Geht nicht eine ganze Welt kaputt, weil ein paar Journalisten aus Penetrationsängsten keinen mehr hochkriegen? Soll nicht Sappho sterilisiert werden?«, fragte Hubert Fichte sich im 1982 begonnen Register zum Roman »Hamburg Hauptbahnhof«; die feministische Dichterin Judy Grahm, die zeitgleich in Kalifornien an »Gay Words, Gay Worlds« arbeitete, hatte auf die offenen Fragen aus Deutschland eine technische Antwort. Die Exxon-Textverarbeitung, die auf ihrem mit Zilog-Mikroprozessor ausgestatteten Computer lief, hatte ihr beim Versuch, sämtliche Ideen über Bestrafung und Vergeltung am Höhepunkt der AIDS-Krise zu entkräften, mindestens ein Jahr an Schreibzeit erspart. Der Einsatz elektronischer Word Processors wirkte auch anderweitig transgressiv: Infolge früher Notwendigkeiten wurden viele Autor_innen zu Tüftler_innen und so mancher *tinker* zum *writer*. Die Romanautorin Amy Tan, die sich mit ihrem daily job als Medizinjournalistin nicht zufriedengeben wollte, gründete 1981 in San Francisco eine der ersten User Groups; »Bad Sector« war nicht nur der Name einer Selbsthilfegruppe für Besitzer_innen eines Tandy TRS-80, sondern auch der ihres eigenen Geräts. Der RadioShack-Heimcomputer konnte es dazumal mit dem Apple II und dem Commodore PET 2001 aufnehmen; warum er vom Markt verschwand und heute kaum mehr jemandem in Erinnerung ist, erfahren die Leser_innen von »Track Changes: A Literary History of Word Processing« nicht. Egal, ob vor oder hinter dem WORD: auch über die Arbeit einfacher Schreibkräfte erfährt man bei Kirschenbaum nahezu nichts; was gemeinhin »die Produzent_innen« und »die Produktionsverhältnisse« genannt wird, bleibt auf dieser Tour de Force im Hinterland von Ivrea zurück.



Matthew G. Kirschenbaum (2016):
Track Changes. A Literary History of Word Processing,
Harvard University Press

Barbara Eder ist Wissensarbeiterin, sie studierte Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und Informatik in Wien, Berlin und anderswo, mehr: https://www.barbaraeder.org

Esoteric Programming Languages

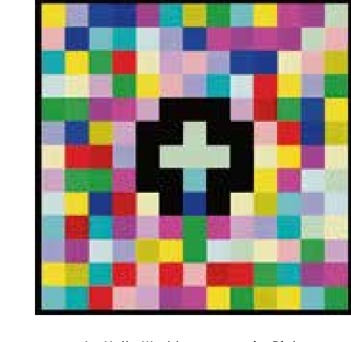
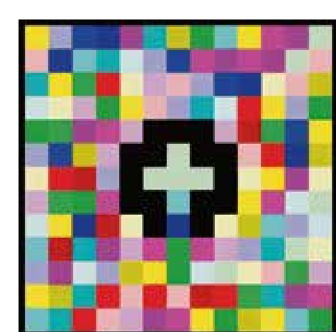
Redefining Computational Possibility Beyond Convention and Usability: *Mariana Marangoni* offers an introduction to the sometimes incomprehensible, always weird, field of esoteric programming languages (PL) – also known as 'esolangs'.

A small but prolific community challenges and subverts the preconceived notions of high-performant, westernized, and English-spoken rules of computation, so pervasive and enmeshed in the routine of the computer operator, they end up unnoticed. By incessantly pushing the boundaries of the limits of computation, representation and logic systems, esolangs offer glimpses of how radically different computation could have been – and may still become.

In programming, source codes have an inherent double purpose: they should be readable both by humans and machine, which happens at different abstraction levels involving parsing, compiling or interpretation. The catch is that the simplest, most straightforward and multifunctional PLs could seem like the best approach, but their readability and logic are terribly complicated for the human counterparts, and so began the quest for creating and improving high-level PLs for more specific uses. That was the gateway for embedding the English language as the *lingua franca* of programming, in which »paradoxically increasing accessibility [...] to those who know English, can raise obstacles to others«.[1]

»The computer compels compliance«[2] at their very core, turning the simple choice of programming without any English element a critical and political statement by itself – and an incredibly difficult one. In the 70s, the Chinese language had its existence threatened by the introduction of digitalization, as the first computers prioritized Latin characters encodings baked directly into their architecture. In addition, their extremely limited memory available at the time made the digitalization of the at least 2000 simplified Chinese characters – and their subsequent inputting via QWERTY keyboards – a herculean task.[3]

Contrastingly, descending to low-level into assembly or even machine code, the programmer is close to the barebone logic of manipulating strictly numerical instructions. The class of low-level, minimalistic PLs are known as 'Turing Tarpits', a category of PLs that are overly-simplified, but still Turing Complete, which makes them incredibly hard to use. Turing-completeness (TC) is a fundamental concept of computation universality introduced by Alan Turing and defines a machine which is theoretically capable of executing any computable task, given infinite time and memory, which includes simulating any other Turing machine.[4] Although not required in an esolang, TC is a feature that many strive for as the ultimate proof-of-concept. Its demonstration is part of the reason behind the popularity of *brainfuck*, as it proved to be robust enough with minimum features. Created in 1993 by Urban Müller, brainfuck's main characteristic was to attain TC with only 8 discrete commands and a tiny compiler, manipulating the memory of a machine directly. Its name implies the insane level of difficulty, acknowledged by its creator in the project's read.me file with a defiant note: »Who can program anything useful with it? :)«.[5]

A »Hello World« program in *Piet*, by Thomas Schoch

This unique combination of humour and 'technomasochism'[6] is frequent in esolangs, including the early *INTERCAL* with its parodies to contemporary PLs and sci-fi literature. This playful aspect is intensified in the multicoding category, with languages producing more than one meaning. In *Piet*, created in 2001 by David Morgan-Mar, the programs don't involve words and look like abstract generative art, but it is »the reverse of generative art: the work is hand-made to fulfil the rules of the language.«[7] In *Chef*, also Morgan-Mar's, the contravention goes a bit further, escaping the digital realm: the program mimics a cooking recipe syntax, resulting in examples such as a 'Hello, world' program that could also be read as a normal chocolate cake recipe.[8]

Amidst so many options, the drive to find a universal natural language that could unify natural communication has been permeating humanity's imaginary for many centuries. Part of this drive has been translated to the topics discussed here, as Leibniz was a pioneer figure in theorizing a »kind of ‚computational imaginary' – reflecting on the analytical and generative possibilities of rendering the world computable«.[9] He believed that the ultimate language, or 'characteristica universalis', would be possible by adopting logic calculation as its basis. While his discourse is often deemed as absurd facing the intrinsic inconsistency and ambiguity of natural languages, it serves as an epistemological provocation much comparable to the absurdity of some esolangs. Machines are indifferent to the ways humans manipulate their voltage differences, so different syntaxes are purely a thematic and aesthetic decision. The act of refusing pre-existent computational rules, however, is what really pushes the inner workings of such systems to new implementations of logic, causality and forms of thinking.

An example of this shift in computational thought is the proposal of *Noneleatic* Languages by Evan Buswell, a work-in-progress since 2015 that radically questions the very basis of mainstream programming by negating conditional branch statement and variables to introduce languages that »imagine code and state together«.[10] The class of 'fungeoids' is another mind-bending example, involving 'Instruction Pointers' with a sense of n-dimensional direction. They were introduced in 1993 with Ben Pressey's *Befunge*, a bi-dimensional esolang that was recently taken to the extreme with the recent Dimensions – with 52. It is true that those esolangs are never widely used, because of their lack of practical uses or extreme technical complexity – or even because they fit into the category of completely immaterial, non-experiential thought-experiments.[11]

However, esolangs are not always recent inventions, but ancient knowledge finally applied to Computer Science. More than performing code in a non-English language, Jon Corbett's *Cree#* and *Ancestral Code* languages involve taking a step further and »extend computing languages as tools for language revitalization, cultural 'maintenance and preservation«.[12] By embracing Indigenous culture, lexicon and unique mathematical structure, Corbett emphasizes the hubris of western thinking in limiting thought itself, a problem Ramsey Nasser also encountered when creating قلب, written entirely in Arabic. Nasser emphasizes the importance of implementing his language to find untransposable limitations and bugs triggered by the inconsistency of non-Latin character encodings, which wouldn't be possible in a purely speculative project.[13]



Bilder: Mariana Marangoni

A program in *Cree#* with English translations, by Jon Corbett

Many principles of the practice of esolangs resonates with queer code studies, as »the notion of queer code is both the subject and the process of the work, and this operates on multiple levels, 'queering' what would be considered to be the normative conventions of software and its use«.[14] By refusing the mainstream to propose a »multiplicity of 'found' ontologies«[15] is a great way to shift the westernized, sexist and heteronormative »focus on stable machines, stable instruments and stable knowledge«,[16] alongside with the dualistic view that only endorses efficiency and usability in computing – if something doesn't work as intended, it cannot be promptly streamlined into the relentless capitalist mode of production, and is therefore irrelevant.

Interestingly, the weirdness of most esolangs is what ends up preventing them of becoming just another forgotten and obsolete programming language, »because they do not attempt to be usable. Instead, they can often be appreciated like a piece of art, much like an oil painting can be admired for hundreds of years.«[17] They are the manifestation of investing fully and exercising creativity and subversion within computation, valuing heterogeneous entities and agencies over a straightforward, emotionless journey from A to B.

---

[1] Marino, M. (2020) Critical Code Studies, The MIT Press, p. 131.

[2] Ibid., p. 153.

[3] Adler, S. (2020), The Wubi Effect. *https://www.wnycstudios.org/podcasts/radiolab/articles/wubi-effect*

[4] Sellin, E. (2017) What exactly is Turing Completeness? https://evinsellin.medium.com/what-exactly-is-turing-completeness-a08cc36b26e2

[5] Müller, U. (1993) Brainfuck ReadMe. *https://web.archive.org/web/20060904062232/http://main.aminet.net/dev/lang/brainfuck-2.readme*

[6] Bratishenko, L. (2009) TECHNOMASOCHISM: Getting spanked by INTERCAL, Cabinet Magazine. *https://www.cabinetmagazine.org/issues/36/bratishenko.php*

[7] Temkin, D. (2020) The Aesthetics Of Multicoding Esolangs, p.3. *https://stars.library.ucf.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1037&context=elo2020*

[8] Worth, M. (2013) Baking a Hello World Cake. *http://www.mike-worth.com/2013/03/31/baking-a-hello-world-cake/*

[9] Gray, J. (2016) »Let us Calculate!«: Leibniz, Llull, and the Computational Imagination, The Public Domain Review, para. 6. *https://publicdomainreview.org/essay/let-us-calculate-leibniz-llull-and-the-computational-imagination*

[10] Buswell, E. (2015-) Noneleatic Languages. *https://github.com/ebuswell/noneleatic*

[11] Temkin, D. (2017) Language Without Code: Intentionally Unusable, Uncomputable, or Conceptual Programming Languages, Journal of Science and Technology of the Arts, Volume 9, No. 3, p. 1.

[12] Corbett, J. (2018) Indigenizing Computer Programming for Cultural Maintenance, p. 3. *https://www.researchgate.net/publication/326141513*

[13] Nasser, R. (2021) Ramsey Nasser Creator of »Qalb/قلب« Programming Language [afikra Conversation] *https://www.youtube.com/watch?v=Da1a7WYEaHE&t=1106s*

[14] Soon, W. and Cox, G. (2020) Aesthetic Programming: A Handbook of Software Studies, Open Humanities Press, p. 168.

[15] Pickering, A. (2016) The Ontological Turn: Taking Different Worlds Seriously, Social Analysis Journal, p. 1.

[16] Ibid., p. 15.

[17] Morr, S. (2015) Esoteric Programming Languages: An introduction to Brainfuck, INTERCAL, Befunge, Malbolge, and Shakespeare, p. 1. *https://blinry.org/esolangs/*

Mariana Marangoni is a Brazilian digital artist and Associate Lecturer at the University of the Arts London.

For the 2021 project »Conversations with Computers« *servus.at* hosted a series of presentations about esolangs and human machine (or AI) interaction. The recordings from the symposium will be soon available under *cwc.radical-openness.org* and *core.servus.at*.

Space Race der Superreichen

Svenna Triebler über die Weltraumambitionen von Bezos, Musk, Branson & Co.



Vom Filmset zur Lounge für Superreiche: Kommandobrücke aus der TV-Serie Star Trek

»Captain Kirk fliegt ins All.« Für Fans der Science-Fiction-Kultserie Star Trek ist diese Nachricht ein alter Hut; für Amazon-Chef Jeff Bezos hingegen die werbeträchtige Schlagzeile, auf die er spekuliert haben dürfte, als er William Shatner zu einem Flug mit seinem Raumfahrtunternehmen Blue Origin einlud. Das Abenteuer sei dem mittlerweile 90-jährigen Schauspieler von Herzen gegönnt, auch wenn der rund zehnminütige Trip in etwa 100 Kilometern Höhe, den er Mitte Oktober an Bord des weitgehend automatisierten Raketensystems »New Shepard« absolviert hat, kaum mit den fiktiven Reisen durch die unendlichen Weiten des Weltraums zu vergleichen ist, die er vor einem halben Jahrhundert in seiner Rolle als Kapitän des Raumschiffs Enterprise unternahm.

Man kann ihm auch kaum übelnehmen, dass er sich auf diese Weise für einen PR-Gag im neuen »Space Race« hat einspannen lassen, in dem sich derzeit diverse private Raumfahrtunternehmen zu übertrumpfen versuchen. Immerhin bekam er den Flug spendiert – wer könnte zu einer solchen Gelegenheit schon Nein sagen?

Was Shatners zahlende Mitreisende, der frühere Nasa-Ingenieur Chris Boshuizen und der Unternehmer Glen de Vries, für den Weltraumhüpfer hingeblättert haben[1], ist nicht bekannt, aber wenig dürfte es nicht gewesen sein: Ein Ticket für den ersten Flug von »New Shepard« mit Passagieren an Bord – darunter Jeff Bezos persönlich – im Juli dieses Jahres ging bei einer Auktion für 28 Millionen US-Dollar weg; das Konkurrenzunternehmen Virgin Galactic, das seinen touristischen Betrieb bereits einige Tage vor Blue Origin aufnahm, stellt für seine Kurztrips ins All ab 2022 immerhin noch Preise von rund 450.000 Dollar in Aussicht.

Auch Virgin-Galactic-Gründer Richard Branson ließ es sich nicht nehmen, sich persönlich an Bord des Raumfahrzeugs »VSS Unity« an den Rand des Weltraums kutschieren zu lassen. Wer in dieser Aufzählung der Raumfahrt-Milliardäre dagegen noch fehlt, ist Elon Musk. Dessen Unternehmen SpaceX ist mittlerweile erfolgreich in der professionellen Raumfahrt tätig, etwa mit Flügen zur Internationalen Raumstation, und übertrumpfte im September auch im touristischen Bereich die Konkurrenz mit der Mission »Inspiration4«.

Im Gegensatz zu den bereits erwähnten Flügen handelte es sich dabei nicht um einen kurzen Ausflug in jene 100 Kilometer Höhe, die als Grenze zum Weltraum definiert werden, sondern um eine richtige Reise in den Orbit, bei der eine Crew-Dragon-Kapsel mit vier Personen an Bord drei Tage lang die Erde umrundete. Musk selbst allerdings verzichtete auf eine Teilnahme, was die Frage aufwirft, wie weit er der Technik der eigenen Firma vertraut. Er hat stattdessen einen Flug bei Virgin Galactic gebucht.

Planlos im Weltraum

Es wird jedenfalls langsam unübersichtlich, wer sich da alles von welchen Reiseveranstaltern zum privaten Vergnügen in den Weltraum oder zumindest weltraumnahe Höhen befördern lässt. In naher Zukunft wird diese Form des Tourismus vermutlich nur noch eine Meldung wert sein, wenn sich – was unausweichlich scheint – irgendwann einmal ein Unglück ereignet. Zeit also, zu fragen, was das Ganze eigentlich soll und wie sich dieser Wirtschaftszweig weiter entwickeln wird.

Auf den ersten Teil der Frage ließe sich natürlich ganz einfach antworten: Weil man es kann. Oder auch: Weil es offenbar genug abenteuerlustige bzw. gelangweilte Multimillionäre gibt, die nicht wissen, wohin mit ihrem Geld. Solange diese besondere Form von Fernreise nicht zum Massenphänomen wird, dürfte das immerhin noch weniger klimaschädlich sein, als das Vermögen in Bitcoin anzulegen.

Da sich »Spaß für Superreiche« aber schlecht als PR-Argument eignet, versprechen Bezos, Branson & Co. ihren Passagieren nicht weniger als ein transzendentales Erlebnis, den sogenannten »Overview-Effekt«. Mit diesem Begriff werden die Erfahrungen von Raumfahrenden bezeichnet, die durch den Blick aus dem Weltall auf die Erde eine neue, umfassende Perspektive auf den Planeten, die Menschheit und die Natur entwickeln. Der frühere sowjetische Kosmonaut Boris Volynov etwa beschrieb es so: *»Während des Weltraumflugs wird die Psyche jedes Astronauten neu geformt; nachdem man die Sonne, die Sterne und unseren Planeten gesehen hat. Man fängt an, alle lebenden Dinge mit größerer Ehrfurcht zu betrachten, man wird netter und geduldiger im Umgang mit Menschen.«* Und dem US-Astronauten Leland Devon Melvin verschlug es regelrecht die Sprache: *»Es ist so unfassbar schön, dass man eigentlich neue Worte bräuchte, die das beschreiben können. Man ist überwältigt.«*

Nun lässt so ein kurzer Atmosphärenhüpfer, den man ohnehin nur mit viel gutem Willen als Raumfahrt bezeichnen kann, kaum Zeit für kontemplative Betrachtungen, zumal, wie Videos von den Flügen zeigen, die paar Minuten Schwerelosigkeit ja auch noch für Purzelbäume und andere Mätzchen ausgenutzt werden wollen. Zumindest aber William Shatner zeigte sich nach der Landung angemessen ergriffen und sprach von der »tiefgreifendsten Erfahrung, die ich mir vorstellen kann«.

Während er noch versuchte, seine Gefühle in Worte zu fassen, wurde er allerdings von niemand anderem als Jeff Bezos unterbrochen, dem es wichtiger war, die Champagnerkorken knallen zu lassen. Dass sein eigener Flug dem Amazon-Gründer nicht unbedingt zur inneren Einkehr verholfen hat, demonstrierte Bezos auch schon im Juli nach seiner Rückkehr mit dem zynischen Dank an seine Beschäftigten: »Ihr habt für das alles bezahlt.«

Die dürfen sich schon mal darauf einstellen, dass sich der Arbeitsdruck in Zukunft weiter verschärfen wird, denn ihr Chef braucht Geld für noch höherfliegende Pläne – wortwörtlich: Im Oktober kündigte Bezos den Bau einer privaten Raumstation an. »Orbital Reef«, so der Name, soll offenbar eine Mischung aus schwebendem Luxushotel und Labor für zahlende Kunden aus Forschung und Industrie in 500 Kilometern Höhe darstellen.

Für die Zukunft der von staatlichen Raumfahrtagenturen betriebenen Internationalen Raumstation dürften das schlechte Nachrichten sein. Zwar haben die beteiligten Staaten im vergangenen Jahr einen Weiterbetrieb bis 2028 oder sogar 2030 zugesagt, aber zum einen ist das nicht mehr lange hin, und zum anderen sinkt durch die Aussicht auf eine nagelneue, als Public Private Partnership betriebene Station der Anreiz für längerfristige Planungen mit der ISS. Wie gedeihlich sich die wissenschaftliche Arbeit gestaltet, wenn man von Bezos Gnade abhängig ist und einem ständig irgendwelche planlosen Weltraumtouristen mit »Ich habe dafür bezahlt!«-Mentalität im Weg rumschweben, steht auf einem anderen Blatt.

Freies Unternehmertum statt »Enterprise«

Auch die altehrwürdige ISS selbst ist schon längst nicht mehr sicher vor dem Trend zur Kommerzialisierung des Weltalls. Eine Direktive der Nasa aus dem Jahr 2019 sieht ausdrücklich privatwirtschaftliche Aktivitäten auf der Station vor, was sowohl Forschung und Produktion als auch Marketing und last but not least eben auch Tourismus beinhaltet; umgerechnet rund 31.000 Euro werden als Preis für eine Übernachtung genannt. Als einer der ersten Gäste hat sich Tom Cruise samt Filmcrew angemeldet: Der Dreh im All war eigentlich für diesen Herbst geplant, wurde aber auf einen unbestimmten Zeitpunkt verschoben.

In einer Art späten Genugtuung für den verlorenen Wettlauf zum Mond kamen dadurch die Russen den USA zuvor: Nach zwölftägigen Dreharbeiten auf der ISS für den Film »Wysow« (Herausforderung) kehrte das Filmteam am 17. Oktober wohlbehalten zur Erde zurück. Nebenbei könnte man das Projekt der russischen Raumfahrtbehörde Roskosmos und des staatlichen Senders Perwy Kanal auch als Fingerzeig verstehen, dass die private Raumfahrt nicht immer die Nase vorn hat. Letzteres führt ja insbesondere Elon Musks Fangemeinde gerne als Vorteil des freien Wettbewerbs im All an.[2]

Der reichste Autoverkäufer der Welt will bekanntlich noch weiter hinaus: Bis 2050 plant er, eine Million Menschen auf dem Mars anzusiedeln – die Kosten nennt er allen Ernstes als Argument, warum er auf gar keinen Fall Steuern zahlen könne, und hält sich dabei offenbar tatsächlich für einen Wohltäter der Menschheit. Philanthrop, der er ist, verspricht er auch, weniger Begüterten die Reise zu ermöglichen; die Schulden sollen sie dann eben in seiner Privatkolonie abarbeiten. Das einzig Utopische an dieser, nun ja: Vision ist, dass sich wohl in erster Linie Musks Anhängerschaft aus Libertär-Nerds und Blockchainflöten davon verlocken lassen dürfte, deren Scheitern man dann von der Erde aus mit einer Tüte Popcorn in der Hand verfolgen könnte.[3]

Die Tech-Gurus von heute scheinen jedenfalls eher die Dystopien der 80er und 90er Jahre für Blaupausen einer erstrebenswerten Zukunft zu halten als jene Gesellschaft ohne Mangel, Konkurrenz und Geld, in deren Namen Captain Kirk einst durchs All reiste. Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie mal war.

---

[1] Unbekannt ist auch, ob der ebenfalls mitgeflogenen Vizechefin von Blue Origin, Audrey Powers, die Reisekosten vom Gehalt abgezogen werden. Ganz auszuschließen wäre das angesichts Bezos Umgang mit seinen Beschäftigten jedenfalls nicht.

[2] Wobei einer – wenn auch nicht der einzige – der Gründe für die Schwerfälligkeit von Nasa-Projekten auch der ist, dass bei staatlichen Aufträgen ja immer all die gut mit der Regierung vernetzten Unternehmen jener Branche versorgt werden wollen, die einst unter dem Begriff »militärisch-industrieller Komplex« subsumiert wurden.

[3] Von allen erwartbaren soziologischen und technischen Problemen abgesehen: Die demografische Zusammensetzung dieser Klientel dürfte die Etablierung einer Kolonie, die langfristig auch unabhängig von der Erde lebensfähig wäre, schon allein wegen des Frauenmangels schwierig machen.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret *und* Jungle World.

Die Enden des Internets

Im Gespräch revisiten *Jan Claas van Treek* und *Benjamin Heidersberger* das Projekt »Piazza Virtuale«.

»Es wird ein mediales Kaffeehaus existieren, eine virtuelle Piazza, die wie die mediterrane ihre zentripedalen Kräfte entfaltet. …die Öffentlichkeit im elektronischen Medium… Sie ist telepräsent zu erreichen über die verschiedenen Mediennetze, die Ponton heute erforscht und die jedermann zugänglich sind. Straßen, Fenster und Türen öffnen sich, Gesichter und Stimmen erscheinen. Man wird reden, spielen, tippen; Bilder, Töne, Schriften verschmelzen zu einer neuen Oberfläche, die ausgestrahlt wird und an vielen Orten erlebbar ist.«[1]

Jan Claas van Treek: Vor ungefähr 25 Jahren formulierte John Perry Barlow seine berühmte *Declaration of the Independence of Cyberspace*. Eine große Geste, die in vielem heute – 25 Jahre später – kindlich-naiv, vielleicht auch vermessen klingt. Aber Barlows Aussagen waren nur die Spitze eines Eisberges. Seine *Declaration* spricht für eine gefühlte Generation von Internetpionieren, die im Projekt des Internet eben auch ein utopisch neues Ding sahen. Damit verknüpft waren liberale bis libertäranarchische politische Visionen.

Eure eigenen Erklärungen zur virtuellen Piazza, vier Jahre vor Barlows *Declaration*, lesen sich ähnlich: Ein Traum einer neuen Öffentlichkeit, die nicht nur medial sein sollte, weil es eben alles am Universalmedium Computer hing, sondern auch gesellschaftlich neu – offen, a-territorial, hierarchiefrei.

Inwiefern saht Ihr euch nicht nur als technische, sondern auch gesellschaftliche Avantgarde?



Bild: Jan Claas van Treeck

Benjamin Heidersberger: John Perry Barlow hat uns zusammen mit William Gibson und Captain Crunch 1990 auf der *Ars Electronica* in Linz besucht, als wir Hotel Pompino produzierten. Sechs Jahre später kam die *Declaration*. Barlow hat sie beim Besuch des *World Economic Forums* in Davos angesichts der »weary giants of flesh and steel« publiziert. Man kann sie naiv finden; sicher steckt auch etwas Trotz darin, aber grundsätzlich war das der Spirit damals: Hier entsteht ein neuer rechtsfreier Raum, eine Utopie, in der die alten Gesetze nicht mehr gelten und das hat uns alle sehr beflügelt, die an dieser Vision gearbeitet haben. Überhaupt waren ja die Anfänge des Personal Computers im Silicon Valley sehr mit dem Geist der Gegenkultur der Hippiebewegung mit dem Ziel der Bewusstseinserweiterung verbunden. Steve Jobs ist 1974 nach Indien gereist auf der Suche nach dem Guru Neem Karoli Baba.

Tatsächlich sind die Experimente und Setups damals aber nicht von theoretischen Erörterungen geprägt gewesen, sondern von medientechnischen. Statt Philosophen habe ich eher Input und Output gesucht und mir überlegt, was man damit tun und mit welchem Kabel oder Interface man die verbinden kann.

Jan Claas van Treek: Dieses Antitheoretische ist natürlich eine schöne Provokation für damalige und heutige Theoretiker und damit auch für die medienwissenschaftliche Aufarbeitung von euren Projekten.

Innerhalb dessen, was man in Deutschland Medientheorie nennt, wird ja nur zu gerne eine direkte Linie von Berthold Brechts *Radiotheorie* über Hans Magnus Enzensbergers *Baukasten zu einer Theorie der Medien* zu den sozialen Medien der Gegenwart gezogen. Dabei wird zumeist betont, dass sich die Hoffnungen von Brecht aus den späten 1920er-Jahren und Enzensberger von 1970 auf eine Mediennutzung, die dezentral, many-to-many und a-hierarchisch ist, zwar technisch durchaus verwirklicht haben, wir aber gefühlt mitnichten damit zu einer demokratischen (oder das, was wir dafür halten) oder emanzipierten und besser informierten Mediengesellschaft geworden sind. Das echte Many-to-many-Netzwerk ist nämlich nicht von irgendwelchen ›Brechtianern‹ verwirklicht wurden, sondern von Figuren wie Marc Zuckerberg, der eigentlich auch nur Vorhandenes technisch verschaltet hat, mit dem simplen Ziel, Dating-Chancen zu erhöhen.

Man könnte medienmaterialistisch argumentieren und sowohl Brecht als auch Enzensberger fehlende technische Medienkompetenz und vielleicht auch fehlende medienökonomische Kompetenz vorwerfen, die dazu führten, dass ihre Theorien und Thesen reichlich ›elfenbeinturmig‹ daherkommen und bereits zum Zeitalter ihres Entstehens die realen medientechnischen und medienökonomischen Lagebilder schlichtweg nicht gesehen haben.

Im Gegensatz dazu stehen vielleicht Eure Experimente und Projekte aber auch Mark Zuckerbergs *Facebook* – weil sie direkt praktisch waren und die Medientechnik nicht theoretisch beschrieben haben, sondern sie aktiv nutzten. Siehst Du einen Zusammenhang zwischen Eurem *Machen* und den *Machern* des Silicon Valley?

Benjamin Heidersberger: Wie gesagt, anfänglich ging es um das Machen und weniger um die Theorie. In späteren Diskursen haben wir dann auch nach einer medientheoretischen Untermauerung gesucht und da tauchte zumindest auch Brecht auf.

Ich habe keine Hinweise darauf gefunden, dass Brecht verstanden hat, was Sender und Empfänger technisch bedeutet, möglicherweise bezieht er sich nur auf deren gesellschaftliche Funktion. Andererseits hat es in der Weimarer Republik viele Funkamateure gegeben, die schon aus Kostengründen ihren eigenen Empfänger gebaut haben, das Wissen um das Vorhandensein eines (Sender-)Oszillators in einem Superhetempfänger war also allgemein vorhanden. Dieser ist sehr schwach und in aller Regel gut abgeschirmt, kann aber mit Raumgeräuschen moduliert empfangen werden. Beim älteren Rückkopplungsempfänger ist die Sendeeigenschaft eine Störung, die es zu vermeiden gilt. Weshalb man zum Radiohören bis ca. 1925 eine Prüfung brauchte.

Ohne Funkdisziplin endet solches Senden ohnehin im Chaos, wie man vom Militär oder vom Amateurfunk weiß. Neben der rein technischen Möglichkeit, von Zuhause und von Jedermann Signale zum Sender zu übertragen, sehe ich in der Schaffung entsprechender Netzwerke, Formate und Applikationen eine Pionierleistung von *Van Gogh TV*.

Um noch mal auf das Silicon Valley zurückzukommen: Lötkolben statt Philosophie verbindet uns tatsächlich mit dem Silicon Valley, oder mit »Demo or Die« wie es Nicholas Negroponte so schön für das MIT Media Lab formuliert hat. Was Europa bis vor Kurzem nicht verstanden hat, ist die mächtige Kombination von ›Venture‹ und ›Capital‹, also die Bereitschaft von Finanziers, auch in verrückte Ideen zu investieren. In unserem Fall kam noch dazu, dass wir eher aus der Kunst kamen, die mäzenatisch zwar viel ermöglicht hat, aber eben kein *Return on Investment* wie das ›Venture Capital‹ erwartet hat. Weshalb es heute eben Facebook gibt, aber nicht mehr *Van Gogh TV*.

Jan Claas van Treek: Ja, bei Brecht und auch Enzensberger schien so etwas wie gefährliches medientechnisches Halbwissen vorzuherrschen – das ist natürlich geradezu ironisch, wenn man bedenkt, dass bei Brecht und Enzensberger als Marxisten ja angeblich das *Sein* das *Bewusstsein* bestimmt.

Aber ich möchte auf die »Funkdisziplin« zu sprechen kommen, auf die Du hinweist. So wie es eine technische *Signal-to-Noise-Ratio* gibt, gibt es wohl auch inhaltlich so etwas wie eine Signal-to-Noise-Ratio – die ja jeder auf sämtlichen Social- Media-Formaten nachvollziehen kann: Man ertrinkt in all dem »Noise«, der einem den Zugang auf die Inhalte verstellt, die man eigentlich gerne sehen und/oder hören will. Im Schwall der Katzenbilder, Familienfotos, Werbemüll, Influencer-Selbstdarstellung, Verschwörungstheorien und Fake News scheint die Effizienz der Kommunikation zumindest für viele zu leiden. Die Lösung ist natürlich erstaunlicherweise antidemokratisch: Auswahl, Selektion, Blocken, Filtern, zensieren, egal ob als individuelle Konsumententaktik oder als regulatorischer Eingriff durch die Plattformbetreiber oder die Politik (entweder durch Einflussnahme auf die Plattformbetreiber oder direkt nach dem chinesischen Modell der *Great Firewall*).

Gab es bei Euch damals eigentlich bereits dieses Problem in Ansätzen? Wieviel musstet Ihr regulieren, zensieren? Oder wart Ihr geschützt durch die Selbstselektion der Kunstblase als völlig ausdifferenziertem Subsystem einer Gesellschaft? Gab es bei Euch *Trolle*, die versucht haben *toxisch* zu sein, um Begriffe zu benutzen, die ja auch erst seit kurzem verstanden werden?

Benjamin Heidersberger: Nun was Enzensberger nicht vorhergesehen hat, ist das Metamedium ›Personal Computer‹, das ja bekanntermaßen alle Medien simulieren kann und sich noch dazu in privater Hand befindet. Er ging damals von Einzelmaschinen aus, die sich auch im kapitalistischen Westen in der Hand der Machtmonopole befinden. Das Smartphone, das heute von der Hälfte der Menschheit unabhängig von ihrem Machtstatus genutzt wird, bringt das noch in den Formfaktor eines *Candy Bars*, das im Internet ›always-on‹ und Sender und Empfänger zugleich ist. Was die hohe Akzeptanz des Smartphones mit der Haptik eines Schokoriegels zu tun hat, lassen wir mal offen.

Und völlig richtig, jeder kann alles sagen, aber keiner hört es, es verschwindet im kosmischen Hintergrundrauschen, im Informationswärmetod der Welt. Jede Aussage paart sich mit der Gegenaussage, das Ergebnis einer Suche hängt nur von der Frage ab, härter noch: Es gibt Firmen, die Content passend zur Suche erzeugen.

Bei V*an Gogh TV* standen wir ganz am Anfang der Frage, ob der Dialog der Teilnehmer, der sein eigener Inhalt war, moderiert werden sollte oder nicht. Ich war damals der Meinung, dass sich Rede und Gegenrede selbst regulieren würden und dass jeder Eingriff zu vermeiden sei. Möglicherweise war der *Electronic Open Space* zu neu, die Teilnehmer zu wohlerzogen und das

Ausstellung / Publikation / Dokumentation Van Gogh TV

Van Gogh TV war ein Kollektiv von HackerInnen und KünstlerInnen, die mit »Piazza Virtuale« bei der documenta 1992 einen Vorläufer der Interaktion und Kollaboration schufen. Nach mehrjähriger Aufarbeitung des Archivmaterials war Van Gogh TV im Nov/Dez dieses Jahres eine Schau im Künstlerhaus Bethanien in Berlin gewidmet. Das nebenstehende Interview stammt aus dem im Transcript-Verlag erschienenem Band *Van Gogh TV's »Piazza Virtuale«. The Invention of Social Media at documenta IX in 1992.* Weiters ist eine sehenswerte Videodokumentation erschienen.

»Jetzt lasst doch mal das blöde Hallo sein«

Ab 13. Juni 1992 sendete die Medienkunstgruppe »Van Gogh TV« 100 Tage bei der documenta IX ein eigenes Fernsehprogramm.

Bei »Piazza Virtuale« konnte das Publikum per Telefon, Fax, Computer und Bildtelefon das Programm mitgestalten – es gab keine Moderatorinnen und Moderatoren, keine Ankündigungen und keine Erklärungen. Was es aber gab, war eine Kopplung des Mediums Fernsehen mit dem Kommunikationsmittel Tastentelefon. Bis zu vier Anruferinnen und Anrufer fanden sich plötzlich in einem schwarzen Loch, das keine Anleitung bot, wie man sich darin zu verhalten hat. Manche schrieben sich in Textchats oder schicken Botschaften via Fax, andere versuchten Sprachkonversation mit anderen Gestrandeten. Wieder andere brachten gerade mal ein »Hallo« hervor, bevor sie auflegten, andere machten Furzgeräusche, bis sie aus der Leitung geworfen wurden.
Neben diesen phone-in Programm namens Coffeehouse gab es auch interaktive Teile, bei denen mittels Telefontastatur Musik gemacht oder Bilder gemalt werden konnten.

Bild: Brandmayr

Geblieben sind von dieser physisch und psychisch erschöpfenden Aktion über 800 Stunden gesendetes Material, 36 Aktenordner mit über 7000 Seiten, 200 Presseartikel und die Erinnerungen von über 100 Mitarbeitern, Tausenden von Anrufern und Hunderttausenden Zuschauern an ein soziales Medium vor dem Internet und vor Facebook, Twitter, TikTok und Co.

Infos zur Ausstellung:
https://www.bethanien.de/exhibitions/van-gogh-tv/

Zur Piazza Virtuale ist im November 2021 im Transcript-Verlag der Band Van Gogh TV's »Piazza Virtuale«. The Invention of Social Media at documenta IX in 1992 (Print & Open Access) von Tilman Baumgärtel erschienen. Weiters eine Videodokumentation (Link in der Onlinefassung dieses Textes auf *versorgerin.stwst.at*). Die virtuelle Version der Sendung findet sich auf *https://piazza-virtuale.common.garden/* und die Website des Forschungsprojekts auf *https://vangoghtv.hs-mainz.de/*

Bei dieser Gelegenheit ein Hinweis auf STWST TV, das in einer parallelen Entwicklung von 1987-1994 »Fernsehen in Künstlerhand« brachte und sendete. Dazu mehr in einer der nächsten Versorgerinnen, einstweilen STWST TV im Archiv nachsehen:
https://newcontext.stwst.at/history/stwst_tv

Repräsentationsproblem der Demokratie nicht so offensichtlich wie heute, aber im Großen und Ganzen lief das alles für eine wirklich zeitgleiche Livesendung recht gesittet ab. Bis auf das Mal bei *Hotel Pompino* (1990), wo in der Sendung der damalige Bundeskanzler Kohl verunglimpft wurde und Reginald Rudorf von der *Bild*-Zeitung uns unter »Die beklopptesten TV-Sendungen des Jahres« aufnahm. Worauf der damalige Intendant des ZDF, Dieter Stolte, ins Kanzleramt gerufen wurde und 1992 Katrin Brinkmann als Zensorin in der Sendung »Piazza virtuale« saß. Ihre Eingriffe wiederum wurden in der Sendung durch den Stempel »Zensiert« kenntlich gemacht.

In dem Sendeformat *Media Landscape* wurde der Versuch unternommen, Inhalte aus einer Mediendatenbank entsprechend der Chatinhalte einzuspielen, um so die Rückkopplung ins Gespräch zu erzeugen. Das war der erste Versuch, Algorithmen einzusetzen. Aber erst der soziale Graph, die vollständige Überwachung der Teilnehmer und die Tatsache, dass sich Hate Speech sechsmal schneller in Netzen fortpflanzt, hat in Algorithmen gegossen erst zu dem Hexengebräu der Sozialen Medien geführt, die man heute als demokratiegefährdend ansieht und regulieren möchte.

Kunst war sicher der Schutz und Dünger, ohne den es *Van Gogh TV* nicht gegeben hätte. Aber ich sehe das zwiespältig, weil das Etikett Kunst Narrenfreiheit erzeugt, aber man eben doch der Narr bleibt. Das ist das Dilemma der Avantgarde: Wer zu früh kommt, wird nicht verstanden, wer zu spät kommt, hat die Konkurrenz und damit ein ökonomisches Problem.

Jan Claas van Treek: Der *Electronic Open Space* war vielleicht ein Phantasma der 1980er- und 1990er-, vielleicht noch der 2000er-Jahre. Aus heutiger Sicht wirken die utopischen Visionen in der Tat reichlich blauäugig. Barlow erklärte sich und das Internet 1996 ja für unabhängig von Konzernen und Regierungen, scheinbar ohne zu sehen, dass die Maschinen, auf denen sein Internet läuft, erst durch militärische Forschung und ökonomische Interessen – eben jenen sprichwörtlich gewordenen *Military-Industrial-Complex* – überhaupt erst möglich geworden war. Teil dieser Unabhängigkeitserklärung ist aber nicht nur die politische, sondern auch die ökonomische. Auch die erscheint natürlich ebenfalls wirklichkeitsfremd. Aber die Frage bleibt, was entstehen kann, wenn man nicht-ökonomisch handelt und wo liegen dann die Grenzen? Schließlich ist Mäzenatentum und öffentliche Kunstförderung eben kein Venture Capital. Welche Rolle spielten für Euch die Regeln der Kunst in Abgrenzung zu den Regeln des Marktes? Und wie sah es mit der Finanzierung und etwaigen Plänen aus, das Ganze doch zu etwas zu machen, was über den Kunstraum hinausgeht?

Benjamin Heidersberger: Aus meiner Sicht war *Piazza virtuale* – wie auch unsere anderen Experimente – erst mal ganz getrieben vom Machen und *im Moment sein* und ohne Nachdenken über ein Danach, auch ein kommerzielles Danach.

Dennoch hat *Piazza virtuale* etwa 2.5 Millionen Mark gekostet, davon etwa ein Drittel als Finanzmittel und der Rest als Sponsoring von Dienstleistungen und Produkten. Neben staatlichen Kulturmitteln waren Firmen wie *EDS, Deutsche Telekom, ESA, Commodore, Apple, Philips, Roland, Steinberg* und *Miro* beteiligt. Die *Deutsche Telekom* hatte ein Interesse an Anwendungen für ihre ISDN-Bildtelefone und außerdem wurde über eine Million an Telefongebühren eingenommen, die sie aber nicht mit uns teilen wollten. *Steinberg* hat Input für ihre Musiksoftware bekommen und die Sender selber Programm, aber niemand hat in P*iazza virtuale* ein Modell für einen zukünftigen elektronischen öffentlichen Raum, ein Start-Up oder einen Business-Case gesehen.

Telekom und/oder *EDS* hätten das zusammen mit *3sat* machen können und die Medienwelt wäre heute eine andere. Zur Erinnerung: *EDS* war vom späteren Milliardär, US-Präsidentschaftskandidaten und republikanischen Texaner Ross Perot gegründet worden und zeitweise unter den Fortune 500 Companies. Karel Dudesek hat ab 1996 einen ›Venture-Capital‹-Ansatz in den USA versucht, in Deutschland wurde mit *9live* 2001 ein kostenpflichtiges Call-In-Format entwickelt und interaktives Fernsehen genannt, aber das war es dann auch schon.

In Niedersachsen habe ich später mit *Ponton*-Lab die Idee eines 3D-Kommunkationsraumes im Fernsehen praktisch weiterentwickelt. Für uns ist ein eigenes Mediengesetz für einen Modellversuch im Kabel gemacht worden, es gab die staatliche Zusage einer fünf Millionen Förderung, wenn ich die anderen fünf gefunden hätte, aber das marktbeherrschende Medienunternehmen wollte nicht.

Und schließlich ist alles noch mal in *Kulturserver* als Community-Website kondensiert, 10 Jahre vor Facebook mit 20.000 Benutzern, ähnlicher Funktionalität und Videostreaming. Wieder waren Telekom und Land mit geringen Beträgen dabei, die dann von dem SPD-Politiker Thomas Oppermann in seiner Zeit als Minister für Wissenschaft und Kultur eingestellt wurden.

Wenn ich Schlussfolgerungen dieser Experimente ziehen möchte:
- Der Staat ist ein ungeeigneter Partner, Politiker sind unsichere Kandidaten
- Die Industrie muss mit einem klaren Plan und Ziel eingebunden werden
- Der Business-Case muss klar sein, es muss Geld verdient werden wollen
- Staatliches und privates Kultur-Mäzenatentum ist kein ›Venture Capital‹
- Man selbst muss klar über seine eigene Motivation sein und 5-15 Jahre zu 150% opfern wollen
- Idealismus ist eher störend

Sicher ist die ›Venture-Capital‹-Szene in Deutschland professioneller geworden, gerade aus den USA kommt heute Geld nach Deutschland. Dabei bleibt aber die Frage offen, ob die Gründer nach der ersten Phase dann doch in die USA gehen, wo ein ›Venture‹-freundlicheres Klima und ein folgender IPO den Kreis schließen, selbst zum ›Venture-Kapitalisten‹ zu werden. Spannenderweise ist Jaron Lanier, den ich 1990 in Redwood City traf, einen umgekehrten Weg gegangen. Mit seiner Firma *VPL* war er ursprünglich auf dem ›Venture-Capital‹-Weg zur Kommerzialisierung des Cyberspace. Dann hat er sich mehr in Richtung Kunst entwickelt und ist heute das »schlechte Gewissen« des Silicon Valley. In dieser Position rät er zur Abschaltung des eigenen *Social-Media-Accounts* ganz in der Tradition von Jerry Manders *Four Arguments for the Elimination of Television*.

Jan Claas van Treek: Lanier ist in der Tat eine interessante Figur und man könnte zynisch mutmaßen, dass sich seine Wandlung vom Saulus zum Paulus einfach aus seinem wirtschaftlichen Scheitern erklärt. Aber darüber hinaus scheint Lanier ja so eine Art Feigenblatt des politischen Diskurses geworden zu sein. Bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 2014 waren sich die Mahner und Warner einmütig einig, dass das mit dem Internet ja gründlich schiefgegangen ist und man glücklicherweise den Flötisten Lanier hat, der diese Meinung nochmal gründlich bestätigt.

Gleichzeitig ist Lanier ja spannenderweise eben kein Internetdemokrat mehr. Open Source etwa, etwas, das Internetlibertäre aber auch europäische Internetdemokraten ja gerne hochhalten, gilt ihm als »digitaler Maoismus« und Wikipedia als »mob rule«. Dem digitalen Open Space, den Ihr in den 1990er-Jahren im Kopf hattet, setzt Lanier jetzt den Individualkapitalismus amerikanischer Prägung, geschützt durch Patente, zementiert in den großen Tech-Giganten wie *Apple*, entgegen, die Lanier zufolge, weil sie eben nicht dem pseudodemokratischen *mob rule* unterliegen, die besseren Produkte liefern.

Ob die Friedenspreisverleiher diese Thesen von Lanier ernsthaft gelesen haben, weiß ich nicht, aber hier kollidieren ja bereits zwei kulturell unterschiedliche Ansätze in Sachen Tech – ein europäischer, der auf Datenschutz und Linux in jeder Stadtverwaltung setzt und ein US-amerikanischer, der tolle Produkte liefert, aber eben alles unter den Schirm von Marktgesetzen und Kapitalisierung setzt.

Gab es damals bei Euch auch bereits die Ahnung von solchen kollidierenden Vorstellungen?

Benjamin Heidersberger: Wenn wir mal die späten 1980iger Jahre als formalisierte Gründung der *Ponton/Van Gogh TV*-Aktivitäten sehen, liegt das ja ungefähr zeitgleich mit dem GNU-Projekt von Richard Stallman. Linus Thorvalds kam dann mit Linux 1991/92. Mitarbeiter von *Ponton* waren dem CCC sehr nahe oder dort Mitglied, womit man der Hacking-Kultur einschließlich des damit verbundenen Stolzes und dem Wunsch nach kostenloser Verbreitung sehr verbunden war.

Andererseits war die PC- und Macintosh-Welt und deren Software sehr durch kommerzielle US-amerikanische Anbieter geprägt, *Piazza virtuale* beruht softwareseitig auf MacroMind Direktor plus geniale Zusätze von Christian Wolff, genannt »der Hacker«. Auch bei uns gab es Diskussionen darum, wem das Geschaffene denn nun gehört. Erschwerend kam hinzu, dass wir als Kollektiv gearbeitet haben, da waren Fragen von Copyright und Urheberschaft solange unwichtig oder sogar verpönt, wie man an einem gemeinsamen Ziel gearbeitet hat. Dass man als Firma möglichst patentfähige Substanz für den Exit schaffen muss, ist mir damals nicht in den Sinn gekommen, das habe ich erst später begriffen.

Jan Claas van Treek: Wahrscheinlich war damals die vorauseilende Schere im Kopf noch nicht so ausgeprägt wie jetzt in einer Zeit in der Tech-Konzerne Bataillone von Unternehmensanwälten beschäftigen, die permanent damit beschäftigt sind zu beobachten, wie der Markt die Produkte einsetzt um gegebenenfalls sofort mit massiven Klagewellen etwa zu etwaigen Patentrechtsverletzungen regulierend einzugreifen.
Was ich persönlich aus dieser Zeit in Erinnerung habe, ist eine Old Media vs. New Media-Dichotomie, die rückblickend seltsam wirkt. Auf der einen Seite eine utopische Freiheitsund Demokratieutopie, mit der die neuen Medien aufgeladen wurden, andererseits eine noch von den 68ern geerbte Medienskepsis den alten Medien und vor allem dem Fernsehen gegenüber, jenes Gebräu aus Adorno, Neil Postman oder dem von Dir genannten Jerry Mander. Dabei muss man wohl in Teilen pure Technikfeindschaft attestieren, Postman fand ja sogar den Luddismus ein unterstützenswertes Konzept. Solche Positionen errichten ja oft eine Opposition von gutem originärem Menschsein und Entmenschlichung durch Technik – Lanier schlägt ja teilweise in dieselbe Kerbe.

Demgegenüber eben diejenigen, die in der neuen Technik jeweils ein Werkzeug sehen, um doch wieder menschengerechtere Systeme zu ermöglichen, wie die schon genannten Brecht und Enzensberger. Die diskursiven Reaktionen auf Technik sind also bei vielen Technikumbrüchen die gleichen.

Und jetzt blicken wir zurück auf einen Umbruch, der historisch geworden ist. Was ist denn aus Deiner eigenen Einschätzung geworden, wenn Du damals eher zu den Utopisten gehört hast, die eine neue ›Piazza‹ erzeugen wollten?

Benjamin Heidersberger: Ich sehe da eine Veränderung auf mehreren Ebenen. Zum einen ist das Internet nicht mehr das, was es mal war. Fast kommt es mir so vor, als hätten nach den Pionieren *die Neuen* die ungeschriebenen Regeln bewusst ignoriert oder einfach nicht gekannt und damit etwas verraten, was wir gar nicht so gesehen haben.

Beispielsweise erinnere ich mich daran, dass ich mit der Registrierung deutscher Begriffe als Domains (später ›Domaingrabbing‹ genannt) ein Vermögen hätte machen können, aber sowas tat man damals eben nicht.

Dann denke ich, dass das Internet trotz militärischer Vergangenheit das Zeug zu einer positiven Utopie gehabt hätte, dass dann aber irgendwann 5-10 Jahre vor Edward Snowdens NSA-Coup das System aufgewacht ist und still und heimlich den Überwachungsapparat gebaut hat, den wir heute haben. Dann fand noch vom »Zählt nicht uns, zählt Eure Tage!«, der Kritik gegen die Volkszählung von 1987, ein Paradigmenwechsel hin zur Selbstentblößung und damit Selbstüberwachung durch die Sozialen Medien statt, an dessen Ende der *Immigration Officer* direkt auf mein *Facebook*-Profil sieht und seine Fragen stellt.

Zweitens habe ich mich natürlich auch verändert. Ich habe Firmen geleitet, in denen wir alle gar nicht nach Geld gefragt haben, sondern nur tolle idealistische Projekte machen wollten. Dann mussten Mieten bezahlt werden, Mitarbeiter haben Kinder bekommen, Finanzamt und Banken wollten bedient werden und schließlich hat auch die Politik, die uns als Zukunftslabor eingeladen hatte, nach Profitabilität gefragt. Solange man selbst die Zukunft ist, ist das alles egal, aber dann gibt es Konkurrenz. Und natürlich verändert sich auch die Lebensperspektive mit dem Lebensalter, man wird konservativer und hat gelernt, wie es läuft.

Ich komme erst mal aus dem Bereich von Naturwissenschaft und Technik, also einer eher materiellen und in der Konsequenz materialistischen Welt, wo 2 + 2 = 4 ist. Mein Leben hat dann die Entdeckung einer ungeahnten geistigen Welt sehr verändert, das Wissen, wer ich eigentlich bin und mit mir und der Welt eins zu sein.

Jan Claas van Treek: Man könnte aber natürlich auch Deine Erzählung umdrehen und behaupten, dass die Neuen mitnichten alte Werte verraten haben, sondern sie vielleicht einfach besser verstanden haben – vielleicht war das Netz in seinem Ansatz schon immer so.

In Sachen Digitaltechnik ist es natürlich unerlässlich auch den militärischen Hintergrund, die bekannte DARPA-Vorgeschichte zu erwähnen, aber da steckt ja noch viel mehr drin. Der hierarchische Aufbau, eine Master-/Slave-Logik, die sich eben nicht nur in der reinen Metaphorik widerspiegelt, sondern ganz buchstäblich im Aufbau, der Verdrahtung der Maschinen. Digitaltechnik ist eben Algorithmik und damit etwas, was es schon vor der Digitaltechnik gab und dann aber in der Technik ihre harte Institutionalisierung fand. *Computer* waren ja schließlich noch Menschen, bevor er diese Aufgabe einer Maschine andachte. Aber, während ein menschlicher Computer (im Übrigen historisch meistens Frauen, als sprichwörtliche Rechenknechte) durchaus mal über Sinn und Unsinn seiner Berechnungen nachdenken könnte, oder mal eine Kaffeepause braucht, ist der Computer als Maschine von solcherlei Störungen bereinigt. Dem Geschehen im Computer kann nicht widersprochen werden. Und dem ›Gouvermentalen‹, folgt das Ökonomische – beim Streit um Rechenzeiten auf Mainframes in den Unis der 1960er- und 1970er-Jahre, aber auch schon früher der Zuse KG oder dem Coup des Ex-Generals Reinicke, den ersten deutschen Transistorrechner von Karl Steinbuch Mitte der 1950er-Jahre zum Herzstück seiner Umstrukturierung des Quelle-Versandhaus zu machen.

Und das Internet hatte als NSFNET zwar 1989 noch eine strikt antikommerzielle Use Policy, aber schon ein Jahr später schreibt Kahin ja schon sein Memorandum zur Kommerzialisierung, in dem er betont, dass das Internet von 1990 bereits in weiten Teilen kommerzialisiert ist und eine offizielle Kommerzialisierung erlaubt werden soll/muss. Man könnte also Eure Periode der utopischen Visionen also auch als so etwas wie einen überraschenden Betriebsunfall nennen, bis die Neuen das Internet wieder auf das Gleis gesetzt haben, auf dem es schon immer war. Und Deine eigene Wandlung hinzu einer konservativeren, ökonomischeren Sicht könnte dem Ganzen recht geben. Frei nach dem Motto Ihr wart jung und damals brauchtet Ihr einfach das Geld nicht.

Benjamin Heidersberger: Die von Dir beschriebene Logik der Betriebssysteme ist ja zunehmend auch die Logik der Gesellschaft und die Grundlage traumhafter Renditen algorithmischer Systeme – und am Ende eines Neo-Feudalismus. Heute weiß ich: Kein Geld ist auch keine Lösung. Und bei vielen Projekten kann man sehen, dass es die gibt, die die Vision haben und etwas aufbauen, und die, die etwas in die Betriebsphase überführen. Das müssen nicht unbedingt dieselben sein. So wie es sein kann, dass verschiedene Kulturen mit dem Internet unterschiedlich umgehen.

Damit möchte ich eine Frage ansprechen, die den Kern des Internets betrifft, die Frage der Territorialität: ich sehe drei territorial aufgeteilte Internet (es gibt eigentlich keinen Plural) mit den jeweiligen sie reflektierenden Wertesystemen in einer sich ausdifferenzierenden Entwicklung: USA (dem American Dream, Individualismus, Profitorientierung), Europa (Datensouveränität, Kultur, demokratische Werte) und China (Erfolg, Sicherheit, Gesundheit, harmonische Gesellschaft) als Systemrivalen. Als »the end of history« zu Ende war und die Welt von einer USA- zentrierten (Hollywood, Wall Street, Silicon Valley und Defence Industry) zu einer multipolaren Welt wurde, wurde auch der globale Ansatz des Internets aufgehoben, das möglicherweise schon immer ein in Standards und Hardware gemeißeltes imperialistisches Projekt war, dass US-amerikanische Werte in alle Welt transportieren sollte. Aber staatliche Souveränität und Globalität treten in Konkurrenz und die Frage stellt sich für mich, ob wir nicht anderen Systemen zugestehen sollten, ihre Welt nach ihren Gesetzen zu regulieren und ob nicht Revolutionen von innen heraus passieren müssen.

Damit einher geht auch die Datensouveränität, die nach europäischen Standards nicht nur Gesetz wurde, sondern im nächsten Schritt auch wirklich verteidigt werden muss, zum jetzigen Zeitpunkt besonders gegen das kolonialistische Modell US-amerikanischer Multis, die mit »move fast and break things« einfach erst mal Fakten schaffen und an die *East India Company* erinnern. Aber auch Chinesen werden da zum globalen Akteur mit Applikationen wie WeChat und TikTok.

Eine interessante Entwicklung leistet der WWW-Erfinder Tim Berners-Lee mit seinem Projekt Solid (Akronym für *Social Linked Data*) zur Dezentralisierung des WWW, wobei die persönlichen Daten in Pods am Wunschort des Users gespeichert werden, die dann die volle Daten-souveränität auf der persönlichen Ebene garantieren.

Jan Claas van Treek: Diese drohende Aufspaltung des Internet hat ja inzwischen bereits einen griffigen Namen: *Splinternet*. Und wir sehen sie bereits an vielen Ecken und Enden, von der *Great Firewall* in China bis hin zu temporären Komplettabschaltungen, wie im Iran oder jetzt unlängst in Myanmar. Die große weltumspannende Freiheit der Information, der globale Public Open Space scheint also gerade kassiert zu werden und das eben territorial, nationalstaatlich, von denen, die die Macht über die Kabel und Knotenpunkte haben, denn das Internet ist ja am Ende eben doch Hardware und in wessen Territorium der Knotenpunkt liegt, der kann darüber verfügen.

Bild: Gemeinfrei

Hermann Berghaus' Weltkarte in Sternprojektion, 1880.

Ein anderes Wort für dieses Splinternet ist übrigens *Cyberbalkanisierung* – ein Begriff, der mir vor allem deshalb gefällt, weil er auf den realen Balkan verweist. Dort hatte man ja auch mal geglaubt, die ethnischen und religiösen Konflikte wären erledigt und *perdu*, aufgegangen in einem blockfreien Sozialismus des dritten Weges, der ja auch auf westliche linke und selektiv blinde Beobachter immer jenen Charme ausübte, außerhalb des Totalitarismus, des Stalinismus und Sowjetkommunismus zu stehen. Leider war Tito aber bei genauerem Hinsehen ja auch nur ein Totalitarist. Aber es ist eben diese Idee eines utopischen Raumes, wie Jugoslawien, der starb, als die verdeckten ethno-religiösen und geographischen Konflikte wieder hochkochten, den ich jetzt im Internet erneut sehe. Der ehemals grandios-utopi-sche Traum entpuppt sich als obsolet im realen Wettstreit der Systeme, der inzwi-schen eben auch national in Technologien und Netzen wie *Weibo* vs. *Facebook* vs. *VK*, oder entlang von politischen Meinungsgrenzen wie *Gab/Parler* vs. *Twitter* zementiert wird.

Trotzdem bleibt doch die Hardwarefrage: Abseits von territorialer Hardware wie Funkmasten, Glasfaserkabeln, Knotenpunkten, gibt es ja immer noch die Standardhardware. Egal in welcher Ecke des Cyberbalkans, ob China, Myanmar, oder den datenschutzbefreiten USA – alle operieren mit denselben Hard- und auch Soft- waremodellen. Ich frage mich also, ob es entweder das westlich-kapitalistische Modell, auf dem all das aufbaut, doch alle anderen Systeme subkutan kolonisiert hat, oder ob man davon ausgehen muss, dass das jetzt so etwas wie Grundrauschen und Allgemeingut ist, das man vernachlässigen kann.

Ich erinnere mich in dem Zusammenhang übrigens an eine Ausstellung postkolonialer digitaler Kunst vor kurzem hier in Berlin. Die für mich spannendste Frage jedoch blieb in der Ausstellung unberührt: Ob man inhaltlich vermeintlich postkoloniale digitale Kunst machen kann, wenn die Technologie, mit der diese Kunst erzeugt wird, das Produkt von 500 Jahren weißem Denken und Technologie ist, oder viel konkreter, kann man sich de-kolonisieren, wenn man längst von seinem *Apple* oder seiner *Adobe Creative Suite* subkutan kolonisiert wurde?

Benjamin Heidersberger: Ich halte das für eine schwer zu beantwortende Frage in einer Diskussion, die ihren bisherigen Höhepunkt mit Brittany Marshall auf Twitter hatte: »Die Idee von 2 + 2 = 4 hat kulturelle Gründe. Als Folge von westlichem Imperialismus/ Kolonisierung halten wir sie für das einzig Richtige«.[2]

Auf der einen Seite hat es immer wieder Versuche gegeben, zum Beispiel Nicht-von-Neumann-Rechner zu entwickeln oder andere als Binärlogiken zu verwenden. Zu nennen ist die dreiwertige Logik von Jan Łukasiewicz (1878-1956), auf dessen Arbeiten auch die umgekehrte polnische Notation (RPN) beruht. Ich behaupte mal, dass das Kriterium der Austauschbarkeit der Netzwerkkomponenten und ihrer Algorithmen die Berechenbarkeit im Sinne Turings ist, die die Abbildung eines Systems in ein anderes erlaubt und damit Soft- und Hardwareunabhängigkeit ermöglicht. Andererseits gibt es eine Beziehung von Technik und Inhalt, von der zum Beispiel Schriftsteller in Bezug zur Schreibmaschine berichten.

Andererseits haben wir bei der Fortsetzung von *Piazza virtuale* in Tokyo 1993 einfach den deutschen Zeichensatz durch den japanischen ersetzt, damit war die Chat-Kommunikation von Empfängern untereinander und zum Sender genauso möglich wie vorher in Deutschland.

Aber ich will noch mal auf die Frage des Territoriums bei *Piazza virtuale* als Huckepack auf analoge Systeme wie TV und Telefon zurückkommen und dann die Frage für das *Splinternet* neu denken.

Bei der Territorialität muss man erst mal ganz klassisch das Sendegebiet sehen. Da war damals bei uns erst mal *3sat* als Zusammenschluss von *ZDF, ORF* und *SRG*, die in diesen Ländern als Satellitenfernsehen ausgestrahlt wurden und mehr oder weniger Europa erreichten. Und dann war da der von der *ESA* gesponserte Satellit *Olympus 1*, der mit seinem Footprint von Portugal bis zum Ural und von Hammerfest bis zur Sahara von einer spezialisierten Szene mit schwenkbaren großen Satellitenschüsseln zu empfangen war. Dann gab es spezielle Leitungen nach Japan und Moskau und Bildtelefone in die USA. Mit der Sendezentrale in einer führenden Industrienation der Welt von der wichtigsten Kunstausstellung der Welt, der *documenta*.

Diese Empfangbarkeit von Funkwellen direkt vom Satelliten hatte auch besondere Auswirkungen. So konnten zwei verfeindete Staaten des zerfallenden Jugoslawien durch *Piazza virtuale* kommunizieren.

Dann möchte ich auf einen Aspekt zu sprechen kommen, der jetzt noch ›retro‹ erscheint, aber schon bald wieder wichtig werden könnte. Die gute alte Kurzwelle mit je nach Standpunkt Informationsoder Propagandasendungen sowie Pressemeldungen über Funkfernschreiben (RTTY) wurde aus Kostengründen zugunsten des Internets abgeschaltet. Im Äther findet man heute hauptsächlich Chinesisch, Arabisch und Hindi. Nun ist das Internet aber eine hard- und softwarebasierte Technologie, die Kabel, Computer, Router und Switches benötigt und mit Strom versorgt werden will. Diese Verbindungen lassen sich einfach kontrollieren, filtern und gegebenenfalls abschalten (von Katastrophenfällen mit Stromausfall mal ganz zu schweigen).

Kurzwelle dagegen kann mit wenigen Watt Leistung und einem 20-$-Empfänger weltweit empfangen. Sollte es zu einer territorialen Aufspaltung des Internet kommen, könnte die Kurzwelle wieder zu einer wichtigen Informationsquelle werden; Smartphones werden mit der Meldung »No Service« (beim Stromausfall) oder »404« (Seite nicht gefunden) in der Ecke liegen.

Ein bisschen in die Zukunft gesehen: Das Projekt *Starlink* von Elon Musks Firma *SpaceX* soll in der Endausbaustufe mit 42.000 Satelliten Breitbandinternet überall auf der Welt ermöglichen und setzt dabei auf dezentrale handliche Endgeräteschüsseln von 59 cm Durchmesser. Eine direkte Satellitenverbindung zum Smartphone und später zum ›Brain Implantat‹ halte ich für machbar. Die *Outer Space Treaty* wiederum erklärt den Weltraum zum Gemeingut der Menschheit und steht im Übrigen bei direkt zu empfangenden Fernsehsatelliten zum Recht auf freien Informationsaustausch. Möglicherweise wäre *Starlink* als Träger einer virtuellen Welt von staatlicher Seite nicht zu regulieren, aber ich bin kein Jurist. Ein Ansatz für die nationale Regulation wäre die Lizensierung des Spektrums.



Bild: Steve Jurvetson (CC BY 2.0)

Starlink Terminal

Aber auch Peer-to-Peer-Networks, wie sie bei Bitcoin zum Einsatz kommen, haben keine Zentrale, die man abschalten kann. Regulieren kann man dabei nur die Übergänge in die reale Welt. Auch sehr spannend sind Mesh-Networks. Dabei wird das Netz von der Verbindung von Knoten zu Knoten aufgespannt. Da hilft auch nicht das Abschalten des Mobilfunknetzes.

Jan Claas van Treek: Ja, Versuche den Computer anders zu denken und bauen gibt es – aber rein praktisch landeten z.B. die Analogrechner in einer historischen Sackgasse und sind jetzt lediglich obsolete Kuriosa in den Kellern von verschrobenen Enthusiasten. Und Łukasiewicz ist, wie auch Gotthard Günter mit seiner kybernetischen transklassischen Logik, eine esoterische theoretische Fußnote geblieben. Und obwohl sich die Teilbereiche des Cyberbalkans immer mehr trennen, bleibt die Grundlagentechnik immer noch die gleiche.

Diese Technikstandards waren es am Ende ja auch die bei euch die Transnationalität ermöglicht haben, so wie es jetzt immer noch möglich ist per VPN in China gesperrte Seiten wie *Facebook* zu besuchen. ›Geoblocking‹, also Versuche reale Territorien in virtuelle zu übertragen werden so teilweise von gemeinsamen Technikstandards real unterminiert, so wie die Satellitentechnik von *Piazza virtuale* es damals tat. Noch hat sich keine wirklich eigenständig chinesische oder europäische Hardware entwickelt, die die Standards der Territorien und Kulturen in mit anderen Systemen bewusst inkompatible Hardware gießt.

Die Kämpfe, die jetzt ausgefochten (müssen) sind jene, die aufkamen, weil jene digitale Schicht inzwischen wie die Karte von Jorge Luis Borges, von der Jean Baudrillard schreibt, inzwischen das gesamte reale Territorium zu bedecken scheinen. Unter der Karte (oder darüber im Falle von Kurzwelle oder *Starlink*) jedoch sind die Materialitäten der Netze, die die Karte erst erzeugen und eben diese ermöglichen dann doch neue Verschaltungen, wenn man nur weiß, wie man es technisch anstellt. Informationstechnisch heißt es für Dissidenten oder Utopisten dann doch wie bei euch damals »do or die« in Anlehnung an das Motto des MIT Media Lab, nur die Piazzas werden wohl immer klein bleiben. Aber vielleicht waren die Open Spaces realiter schon immer Orte mit Zugangsbeschränkungen, oder eben demnächst einem Starlink-Abo.

Benjamin Heidersberger: Ich finde das Verständnis des Cyperspace als ›Electronic Public Space‹, als Allmende, einen sehr wichtigen Gedanken. Hier sind einige neue Entwicklungen von privaten als auch öffentlich-rechtlichen Institutionen zu sehen. Wir benötigen einen elektronischen öffentlichen Raum, der die europäischen Werte der Gesellschaft, in der wir leben, widerspiegelt. Es kann nicht sein, dass ein gewinnmaximierender Algorithmus bestimmt, was wir sehen oder was von uns zu sehen ist.

Die reale Welt spiegelt sich in der virtuellen und der Umzug des Menschen dorthin ist für mich die Grundlage zum Verständnis verschiedener Phänomene: Internet, Digitalisierung, Smartphone, Spiele- und Unterhaltungswelten, ›Social Media‹, ›Goggles‹, ›Teleconferencing‹, ›Brain Implantate‹, ›Cyberwar‹, ›Cryptocurrency‹, ›Block-Chain-Art‹ – dies alles beschleunigt durch Pandemie und ›Social Distancing‹. Der Mensch verbringt einen Großteil seiner Freizeit vor dem Bildschirm, dem Fenster in die virtuelle Welt, und ist damit im Cyberspace. Und zwischen Bewusstsein und Cyberspace liegt ein algorithmisch gesteuerter medialer Schleier, der bestimmt, was wir sehen und was von uns zu sehen ist und dessen Kontrolle die Kontrolle des Menschen bedeutet.

Um die Kontrolle dieses medialen Schleiers ringen Staat und Industrie, die Industrie, die ihn als globales, grenzüberschreitendes und gewinnbringendes Geschäft gebaut hat und der Staat, dessen wichtige Aufgabe die Verteidigung seines Territoriums und seiner Grenzen ist.

Es stellt sich die Frage, ob das Internet neben allen unbestreitbaren positiven Aspekten mehr als Koma erzeugt, ob die Smartphone-Nutzung eine gigantische Umleitung von Aufmerksamkeit in eine algorithmisch gesteuerte virtuelle Welt ist und die Gemeinschaft der Menschen massiv umgestaltet oder vielleicht am Ende auch vernichtet. Wenn alle Smartphone-Nutzung mit 10 $ die Stunde vergütet würde, käme jährlich eine Summe zusammen, die doppelt so groß wie das das Bruttosozialprodukt der USA ist.

Die Durchdringung und Verschmelzung von realem und virtuellem Raum ist im vollen Gange.

Jan Claas van Treek: Karte(n) und Gebiet(e) sind längst eins.

Ursprünglich erschienen in:
Jens Schröter / Tilman Baumgärtel / Christoph Ernst / Anja Stöffer (Hrsg.): Navigationen - Zeitschrift für Medien und Kulturwissenschaften, Jg. 21 (2021), Heft 2 - ZUKÜNFTIGE MEDIENÄSTHETIK, Siegen: universi 2021, 200 S., ISSN 1619-1641, Preis: 13,- Euro

Eine Fassung mit ausführlichen Verweisen samt Literaturverzeichnis findet sich auf versorgerin.stwst.at, bzw. der Website der Navigationen unter *https://www.universi.uni-siegen.de/katalog/zeitschriften/navigationen/*

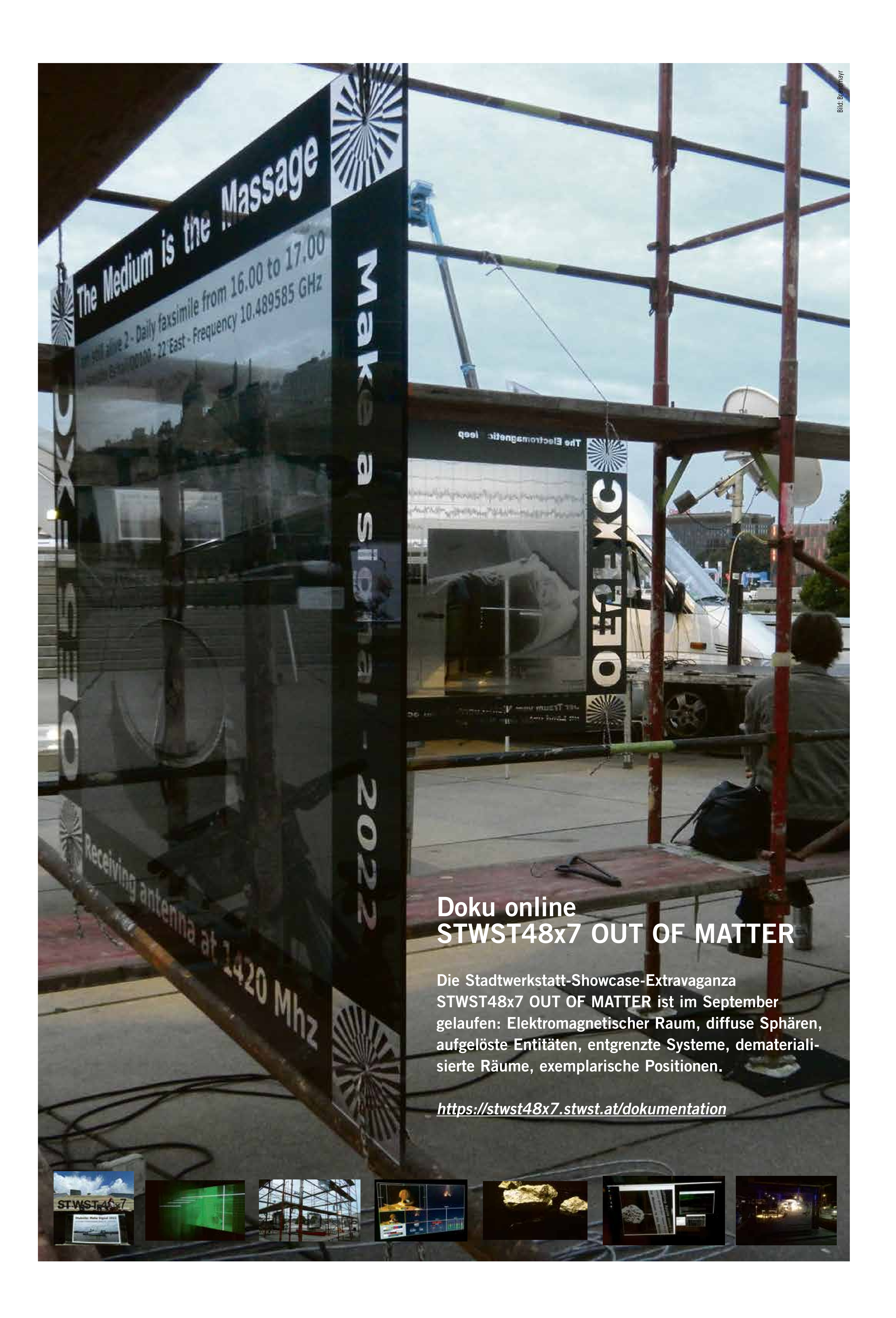
---

[1] Heidersberger, Benjamin: »Die virtuelle Piazza«. In: Erhardt, Johannes (Hrsg.): Netzwerk-Dimensionen. Kulturelle Konfigurationen und Management-per- spektiven, Bergheim 1992. S. 124-141.

[2] Heil, Christiane: »Wieviel ›weiße Vorherrschaft‹ steckt in der Mathematik?«, *https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/usa-benachteiligung-in- mathematik-wegen-herkunft-17222203.html*

Benjamin Heidersberger ist Medienkünstler, Publizist, Unternehmer, Mitgründer der Ponton-Lab GmbH und war am Projekt Piazza Virtuale beteiligt.

Jan Claas van Treeck ist Medienwissenschaftler, Herausgeber und Autor.


Bild: Brandmayr
The Medium is the Massage
Daily faxsimile from 16.00 to 17.00
22°East - Frequency 10.489585 GHz
Make a Signal - 2022
Receiving antenna at 1420 Mhz
Doku online
STWST48x7 OUT OF MATTER
Die Stadtwerkstatt-Showcase-Extravaganza STWST48x7 OUT OF MATTER ist im September gelaufen: Elektromagnetischer Raum, diffuse Sphären, aufgelöste Entitäten, entgrenzte Systeme, dematerialisierte Räume, exemplarische Positionen.
https://stwst48x7.stwst.at/dokumentation

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 4

Von Roland Röder

Wege aus Beton

Beton und Kleingärtner gehören zusammen wie der Sand und das Meer. Sie sind eine innere Einheit voll Stabilität und emotionaler Zuwendung. Und eigentlich ist die kleingärtnerische Symbiose mit Beton der Vorläufer von Punk. Das muss mal gesagt werden. Bevor Punk das Licht der Welt erblickte, arrangierte sich der Kleingärtner schon mit Beton und baute damit fleißig allerhand Wege in seinem Garten.

1980 haute die eigentlich zunächst unbedeutende Punk Combo S.Y.P.H. aus »Düsseldorfer Zusammenhängen« den Song »Zurück zum Beton« in die Welt: » (…) Zurück zum Beton / Zurück zum Beton / Zurück zur U-Bahn / Zurück zum Beton / Da ist der Mensch noch Mensch / da gibt's noch Liebe und Glück / Zurück zum Beton / Zurück zum Beton / Ekel Ekel Natur Natur / Ich will Beton pur / (…)/ Ich will nur im Beton tanzen.«



Und weil der Song den grün-alternativ geschwängerten Zeitgeist mit der gleichsam ordnenden wie festen Hand des Betons kaperte, war die Band fortan nicht mehr unbedeutend, sondern richtungsweisend und stilprägend. Also in etwa so, wie es der letzte linke Kleingärtner heute ist. Damals hatten sich auf diese Weise zwei gefunden, obwohl der eine der beiden noch gar nicht das Licht der medialen Öffentlichkeit erblickt hatte. So was nennt man Fügung. Daraus werden die großen religiösen Erzählungen gestrickt.

In einem Garten geht nichts über einen stabilen Betonweg. Mindestens einen. Wer sonst sollte unsereinem Stabilität geben. Ab den 1960er Jahren wurden in Deutschland vermehrt Betonwege in Gärten gebaut. Letztere gab es damals noch zuhauf. Im ländlichen Raum hatte eigentlich jeder Haushalt einen Gemüsegarten – also nix englischer Rasen mit jährlicher Edeldüngung. Und damit alles im Garten seine Ordnung hatte und man ihn trockenen Fußes betreten und wieder verlassen konnte, wurde ein Betonweg gebaut. Das Glücksgefühl aus einer Mischung von Ordnung und Stabilität stellt sich bei mir heute noch ein, wenn ich via Betonweg mein Reich der Ernährung und ökologischen Glückseligkeit betrete. So integriere ich Ökologie in die harten Fakten des Lebens. Das nützt der Menschheit und mir.

Ich habe den Betonweg zwar nicht selbst gebaut, sondern meine häuslichen Vorbesitzer. Aber ich weiß deren Lebenswerk zu schätzen und halte es in Ehren. Aber wie wurde damals der Betonweg eigentlich gebaut? Es gab noch keine Baumärkte mit Fertigbeton. Nichts einfacher als das. Kies und Sand ließen sich organisieren. Entweder regulär oder über leichte betriebswirtschaftliche Umwege, bei denen die eine oder andere Kiste Bier hilfreich war. Die digitale Überwachung der Warenströme durch Finanzämter war noch nicht geboren. Und ja, Zement musste man regulär kaufen. Das war eine Ausnahme, ließ sich aber organisieren und hielt sich preislich im Rahmen. Der Rest des baulichen Vorhabens wurde aus den beiden Zutaten »Samstags« und »Nachbarschaftshilfe« gemixt und nahm an den trockenen Wochenenden des Jahres nach und nach seine graue Gestalt an. Fertig war der Betonweg. War der eine fertig, ging es zum nächsten Nachbarn. Die Zutaten blieben gleich: Kies, Sand, Zement, Bier, Samstag, Nachbarschaftshilfe. Fertig war man nie. Solche Bauwerke sind ein menschliches Lebenswerk für jede Form der Ewigkeit.

Diese Nachbarschaftshilfe kam irgendwann später unter die Räder und verschwand, je mehr die im Neoliberalismus so beliebten Ich-AGs ihren Siegeszeug antraten. Aber siehe da, heute ist die soziologisch hoch interessante Nachbarschaftshilfe wieder en vogue und es werden jede Menge finanziell gut ausgestattete NGOs dafür gegründet sowie staatliche Koordinierungsstellen fürs Ehrenamt etabliert. Mit vielen hauptamtlichen pädagogischen Fachkräften. Ohne betreuende Sozialarbeit geht heutzutage niemand mehr in der Zivilgesellschaft auf die Straße, geschweige denn in den Garten. Ich bezweifele, dass dies in den umliegenden Gebieten wie Luxemburg oder Österreich relevant anders ist oder gar traditionell wie im mystischen »früher«.

Jedenfalls haben meine kleingärtnerischen Vorbilder Wege aus Beton für die Ewigkeit geschaffen. Glücklicherweise haben sie keinen Stahlbeton verwendet, dann würde der Betonweg gar für die doppelte Ewigkeit halten und sich jedweder Veränderung entziehen. Dieses Zeugs hat man in Deutschland traditionell für den Bunkerbau verwendet. Der ist aber nicht mehr nötig, da man die Kriegsführung ins Ausland verlagert hat.

Das ist jedenfalls die wahre und ehrliche Geschichte des Betonwegebaus im Gemüsegarten. Und seien wir doch mal ehrlich: Die ganzen ökologischen Tipps von Naturmaterialien für den Wegebau sind doch in etwa so, als würde ich eine Wiese – oder meinetwegen auch einen Rasen – statt mit einem knatternden Zweitakter neuerdings auf den Knien rutschend manuell mit der Schere schneiden. Man muss sich das Leben nicht unnötig schwer machen, sondern sollte sich mit den Errungenschaften der Wissenschaft und Technik arrangieren. Man muss auch nicht ständig eine Grundsatzdiskussion über »eigentlich und früher« führen.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX *und im Hardcore Magazin* ZAP.



Winterlände Dunkellände

Die Dunkellände an der STWST-Donaulände: Auch ohne virusbedingt abgesagter Veranstaltungen heißt es an der Donau: *We have a Sitation here*. Drei mobile Kabinen auf Autoanhängern werden derzeit nach und nach aufgebaut. Das installative Setting steht für Wärme, Nahrung, Kunst. Es folgt der Idee der anarchistischen Ökonomie der kleinen Einheiten. Außerdem an der Lände: *In Gardens we live*, englisch-japanische Gartengestaltung. Mehr wird folgen.

WE HAVE A SITUATION HERE / WORK IN PROGRESS

Mit dem Titel *We have a Situation here* bezeichnet Leo Schatzl die temporäre (Be)Setzung des öffentlichen Raumes durch drei prototypische mobile Gehäuse. Die mobilen Kabinen auf Autoanhängern stehen für *Wärme – Nahrung – Kunst* und somit für soziale Grundbedürfnisse und gesellschaftliche Notwendigkeiten. *We have a Situation here* bildet metaphorische Orte und Ereignisse und folgt der Idee einer anarchischen Ökonomie der kleinen Einheiten.
We have a Situation here wird ab Dezember als Setting im öffentlichen Raum installiert und auch ohne Openings bespielt mit künstlerischen Beiträgen von: Walentina Amman, Jana Ehls, Mimi Neitsch, David Moises und Christina Hartl-Prager, Blanca Rada-Roldan, Simon Reitmann, Mathias Schlägel, Jonathan Weiss uva.
Das Setting findet im Winter 2021 im Rahmen der STWST-Dunkellände statt, in Kooperation mit der Kunstuniversität Linz, und in Fortsetzung mehrerer künstlerischer Interventionen im öffentlichen Raum seit 2020, entlang des Donauufers und als Koop von Salonschiff Frl. Florentine, STWST und Kunstuniversität Linz. Präsentationen, die nach dem Lockdown wieder möglich sein werden, werden kurzfristig bekanntgegeben.

GEPLANTE WEITERFÜHRUNG IM JÄNNER: SAUNA UND SOCIAL

Und apropos nach dem Lockdown: Es ist geplant, sowohl Lände als auch Kabinen im Jänner zu bespielen, in diesen dunklen Zeiten mit weiteren Einladungen an Künstlerinnen und Researcherinnen sowie mit Saunagängen in der mobilen Wärmekabine. Und natürlich mit Kunst- und Nahrungs-Versorgung für alle, die dann wieder zusammen social sein können. Kurzfristige Bekanntgabe je nach Corona-Maßnahmen – more tba.

IN GARDENS WE LIVE / PERMAKULTUR IN PROGRESS

Seit Herbst dieses Jahres arbeitet Andrea Lehmann an der Donaulände und erstellt gemeinsam mit der Stadtwerkstatt ein künstlerisches Konzept über die Raum- und Öffentlichkeitsbereiche in diesem städtischen Wildwuchs-Areal. Den Hintergrund bildet die Lände selbst, die am Donaukilometer 2135 von der STWST betrieben wird. Aktuell entsteht außerdem ein erweitertes Konzept von Permakultur, das Andrea Lehmann bereits mit in ihrer künstlerischen Arbeit *In Gardens we live* mehrfach praktiziert hat und das im Rahmen der diesjährigen Dunkellände erweitert wird. Entstehen werden neue Linien zwischen englischer und japanischer Gartengestaltung sowie diverse Objekt- und Bildfragmente zwischen Ausholzen-Praxis und künstlerischer Intervention. Ansehen kann man sich die fortlaufende Bearbeitung vorerst als Settings im öffentlichen Raum, auf individuellen Spaziergängen zum Erhalt der physischen und mentalen Gesundheit während des neuerlichen Lockdowns.

HINWEIS: HALME
Seit Sommer auf der Lände zu sehen:
Simon Pfeiffers *Halme*.

events.stwst.at

Spaziergang mit Walter Benjamin

Ganz im Sinne Walter Benjamins Passagen-Werk schweift *Simon Pfeiffer* durch die Stadt – um ausgehend von Plätzen in Urfahr und Linz weiter nach London, Sofia und Berlin zu exilieren.

Manches Mal, vor allem an Tagen, an denen die Sonne scheint, fühle ich mich, als wäre ich nicht allein auf diesem Platz. Ich kann gehen und an namenlosen Plätzen vorbeischweifen. Der Platz, an dem ich vorbeigehe, hat viele Bäume. Wind wiegt die Bäume. Ich schau mich um. Über mir. Ich sitze unter dem Baum. Zwei lange Schatten fallen auf den Boden. Neben mir, über mir Stille. Eine Brücke führt vorbei. Die Straße kreuzt sich mit einer anderen. Auf der Kreuzung ist einiges los. Da, auf der einen Seite steht eine Frau und wartet auf Grün, dort, ein Mann hüpft bei Rot drüber. Die Bäume, ja es gibt sie, obwohl ich in Linz bin. Es sind Weiden, die wachsen hier gerne. In verträumten Städten braucht man nicht zu träumen. Linz ist hässlich, pflege ich zu sagen, begrüne es immer mit den gleichen Gründen. Aber genau das liebe ich an Linz, ich kann noch träumen, Linz lässt es noch zu. Und dann hüpfe ich auf und gehe weiter, achte noch darauf, wo ich vorbeigehe. Hundert Seiten Geschichte könne man lesen, doch ich gehe, links rechts, verliere mich in den Gedanken der Welt. Die Stadt kann man nur zu Fuß erkunden, über Kopfsteinpflaster und Asphalt, der zuerst am Bürgersteig Anwendung fand. Ich gehe bis ich in einen Rausch komme. Ich nehme keine Drogen, ich mache mir sie selbst, flaniere an namenlosen Plätzen vorbei. Die beste Kunst, so, träumend den Nachmittag in das Netz des Abends einzufangen, ist das Plänemachen. Der Flaneur beim Planen. Mein Kopf ist wie laute Musik. Ich halluziniere, verfliege mich an zwei Stangen um die Donau. Ich schwenke in unbekannte Vierteln. Der Nachmittag ist um, ich komme in die Blaue Stunde, und mein Tag-Nachttraum beginnt, verfließt: Ich bin in der Natur, schon wieder. Wie so oft, wenn ich träume. Ich vermisse die Stadt schon. Ich gehe gerne über Pflaster, asphaltierte Wege, neben Brunnen vorbei, durch den Straßenlärm und spüre das Vibrieren der Bim. Ich wäre gerne in London, ein Tag genügte schon, in der Stadt, die nicht endet, ich exilier mich dort, leite die Straße in eine entschwundene Zeit, die Zeit geht nicht. Zwei Wege schneiden sich, Stangen gehen wie Halme in den Himmel, winden sich. Es gibt noch etwas Organisches hier. Verdammt nochmal, der Traum wartet heimlich auf das Erwachen, der Schlafende übergibt sich dem Tod nur auf Widerruf, wartet auf die Sekunde, in der er mit List sich seinen Fängen entwindet. Ich blende die Umgebung aus, Farben verlieren sich, zwei Stangen stehen da. Ich gehe eigentlich gerne spazieren und habe das auch in meiner Vergangenheit gemacht. Ich habe es damals als Wandern bezeichnet. Ich bin in die Berge gegangen und habe mich, wie mein Lehrer sagte, wie ein einsamer Wolf herumgetrieben. Bis zu zwei Stunden wurden es schnell. Das hat mich geprägt. Ich war viel im Freien und in der Natur. Auch während meines Zivildiensts war ich viel zu Fuß unterwegs. Nun lebe ich in der Stadt, früher noch mit meiner vergangenen Freundin. Wir gingen spät abends weg und kamen in verschiedene Stadtviertel. Wir gingen. Durch das Gehen konnten wir uns austauschen und Reibereien schlichten. So gingen und gingen wir, wir liefen unsere Probleme aus. Aber sie lösten sich nicht. Die Beziehung ging zu Ende. Ich muss da ein Buch erwähnen. Leider weiß ich nicht, wie es heißt. Eine Lehrerin lebt mit ihrem Freund in Frankreich unter prekären Verhältnissen. Sie haben eine kleine Wohnung und gehen leidenschaftlich gerne nachts in Paris spazieren. Sie betrachten Schaufenster und träumen davon zu kaufen. Sie träumen auch von einem Land in Nordafrika, wo sie früher Lehrerin war. In dieses Land gehen ihre Wünsche und Träume. Mir scheint das Buch nun wie ein in den Wind geworfener Traum. Jetzt gehe ich mit zwei Freundinnen regelmäßig spazieren. Wir treffen uns und gehen einfach auf Los los. Erst nach einer Weile machen wir uns aus, wohin wir gehen. Wir tauschen gegenseitig Gesprochenes aus. Dieses Spazieren hat den Sinn, unter Gesellschaft zu sein. Wenn ich alleine gehe, gehe ich anders. Entweder ich laufe mir Gedanken aus, oder ich denke, ich habe mich zu wenig bewegt. Oder ich möchte mich einfach herumtreiben, mich inspirieren lassen. Passanten anschauen, Schatten am Boden, spannende Formen und Sachen entdecken. Es geht dann um das Finden von etwas, wo ich zuvor nicht weiß, was es sein kann. Ich gehe herum und nehme mit dem Aufnahmegerät Gesprochenes oder Stadtgeräusche auf. Erst wenn ich es später anhöre, erkenne ich verwobene, unsichtbare Sachen. Ich bewege mich in unscheinbare Räume. In der Natur brauche ich meine Zeit und eine Strecke, ich gehe schnell, weit und ohne Plan. Auch in der Stadt drehe ich erst um, wenn sich die Sachen gelegt haben. Mit gelegten Problemen richte ich meinen Geist darauf, wieder zurückzufinden, da ich ja einfach auf Los losgegangen bin. Zu Fuß schlendert man herum, betrachtet die Umgebung, nimmt Gerüche wahr, spürt die Erde unter sich, hört die Stadt. Man kommt leichter mit der Gesellschaft in Kontakt. Ich habe das schon in zwei Städten intensiv betrieben. In Sofia und Berlin. Ich war in beiden Hauptstädten zwei Wochen unterwegs. Ich benutzte dazu auch den öffentlichen Verkehr. Ich stieg in den Bus und wenn es mich nicht mehr freute, stieg ich aus und ging mit offenen Sinnen herum. In Sofia habe ich das noch exzessiver betrieben. Ich war täglich acht Stunden unterwegs. Und ich hatte da keinen anderen Antrieb, als in der Stadt zu gehen. Mein ausgezeichneter Orientierungssinn war mir sehr hilfreich. Zu Mittag kaufte ich mir Essen und dann ging es weiter. Es ist mir nicht ganz bewusst, was ich in der Stadt gefunden habe. Ich kam in alle möglichen Viertel, die in mir verschiedene Emotionen hervorriefen. Nach ein paar Tage kamen dann die ersten Aha- Effekte. Da bin ich also! Mein Weg hat sich mit meinem vorherigen gekreuzt. Diese Kreuzungen wurden immer mehr, bis sich schließlich die Weginseln zu einer ganzen verbanden. Als ich später in der Stadt lebte, sah ich ständig Orte, an denen ich spazieren war. Das Netz der Stadt wurde immer kleinmaschiger, Pläne entstehen. Natürlich spielte es eine Rolle, dass ich ein Fremder in einer großen Stadt war, ich konnte so mit weniger Urteilen betrachten. Deshalb kam ich auch in ein Getto, zufällig. Dorthin hätte ich mich sicher nicht getraut, wenn ich es gewusst hätte. Ich habe mich dann unwohl gefühlt und wollte schnell wieder weg. Einmal außerhalb der Stadt kamen einfach zwei Hunde auf mich zu und bissen mich. Erst da wurde mir bewusst, dass es vielleicht nicht ganz ungefährlich ist, so herumzustreunen. In Berlin wollte ich die Erfahrung, die ich in Sofia gemacht habe, auch ausprobieren. Es war sehr anders. Ich kenne dort Leute und Freunde und vor allem reden sie Deutsch. Ich bin das Ganze mit mehr Plan angegangen. Ich wollte die Stadt erkunden und habe dann Audiodateien gesammelt. Ich war nicht so motiviert. Es ging mir aber darum, die Metropole kennenzulernen. Wie sind die Leute in Berlin. Ich war dann enttäuscht von Berlin. Die Stadt selbst gab mir wenig Inspirationen, alles war so normal und abgeschleckt. Noch dazu war Lockdown und die Stadt bot keine Veranstaltungen. Das war traurig. Und ich sitze unter der Weide und höre ihr Rauschen, sehe das Aufflimmern der Blätter und das Glitzern des grauen Wassers. E- Scooter rollen vorbei und vertreiben die Tauben. Ein Passant pickt sein Pickerl auf die Wand zu den anderen. Ich lehne mich zurück und schnaufe ein.

Dieser Text ist inspiriert von Walter Benjamins Passagen-Werk Band V.1. Er ist entstanden in Amalia Barbozas Lehrveranstaltung »Praktiken künstlerisch-wissenschaftlicher Forschung (Was wäre, wenn? - Die geträumte Stadt)«.

Simon Pfeiffer studiert Bildhauerei und transmedialer Raum sowie Kunst- und Kulturwissenschaften an der Kunstuniversität Linz. Er verbrachte ein Semester an der Academy for Fine Arts Sofia. Seit letztem Jahr Mitorganisator des Kunstvereins Blaues Haus *in Traun und Kurator des Ausstellungsformats* 20 160.

Bild: Simon Pfeiffer



Simon Pfeiffer, *Halme*, Eisen, 40x40x600cm, 2021

»Jedes Medium hat seine eigene Sprache. Ich nehme diese Sprache und verändere sie. Der Prozess schafft neue Dimensionen. Das Entstandene hilft mir auszudrücken, was ich nicht in Worte fassen kann. Es besteht ohne mich fort, regt den Betrachter geistig und emotional an, ist abhängig von der Wahrnehmung jedes Einzelnen.«

Simon Pfeiffers Arbeit *Halme* ist an der Stadtwerkstatt-Donaulände zu sehen und entstand 2021 im Rahmen von Leo Schatzls Lehrveranstaltung »Intermediäre Labors« und des Projekts »We have a SITuation here«.

»Willst du nicht lieber Pfarrer werden?«

Ein Auszug aus dem Roman »Triceratops« von *Stephan Roiss.*

DIE TÜR UNSERES Kinderzimmers stand weit offen. Hörten wir ein Schluchzen, gingen wir hinunter ins Wohnzimmer und setzten uns ans Kopfende des Sofas. Wir streichelten Mutters Stirn, das strohblonde Haar, befühlten den Abdruck, den das Kreuzstichmuster des Polsters auf der Wange hinterlassen hatte. Drehte sich Mutter auf den Bauch, streichelten wir den Rücken, fuhren mit der Handfläche über die weit vorstehenden Schulterblätter, zählten die Rippen. Zweimal zwölf. Wir sagten Mutter, dass wir sie lieben. Es war nicht wahr. Wir wollten nichts sagen, sie nicht berühren, nicht alleine mit ihr sein. Vater arbeitete bis in die Abendstunden und unsere Schwester blieb nach dem Unterricht zumeist noch in der Stadt: Schachtraining, Freifach Musik, Vorbereitungskurs zur Mathematik-Olympiade. Wir gingen in die Volksschule, waren mittags wieder daheim.

ES GAB FOTOS, auf denen wir glücklich aussahen: im Maradona-Trikot hinter einer rosaroten Torte, beim Martinsfest von Laternen und Anoraks umringt, mit Flossen an den Füßen in der Sandkiste, Hand in Hand mit Vater vor einem verschneiten Büffelgehege.

Vater war beinahe zwei Meter groß. Für gewöhnlich hielt er sich weit vorgebeugt und zog seinen kahlen Kopf ein. Auf dem Foto sah er so groß aus, wie er wirklich war. Er steht aufrecht in der Winterlandschaft und trägt eine riesige Fellmütze.

Mutter war fünfmal in der geschlossenen Abteilung. Dort schluckte sie Neuroleptika mit ungesüßtem Früchtetee. Dort band man sie fest und jagte Stromschläge durch ihren Körper.

AUF DEM SERVIERWAGEN, den der Pfleger durch den Korridor schob, stapelten sich weiße Untertassen. Mutter trug ihren Morgenmantel über einem ausgewaschenen Nachthemd und starrte auf den Becher in ihrer Hand. Vater klopfte mit dem Zeigefinger auf die Stuhllehne. Unsere Schwester ordnete die Ziersternchen, die auf der Tischdecke lagen, zu einer Linie an. Der Pfleger fuhr mit dem Servierwagen über eine Aluminiumleiste. Es klimperte. Es klimperte noch einmal. Über dem Tisch hing ein Tannenzweig, daran ein hölzerner Engel mit roter Schleife.

»Hier ist es schön geschmückt«, sagten wir.

In der Glastür am Ende des Ganges erschien eine dürre Greisin, holte Luft und schrie: »Verschissen ist der rote Gott, verschissen ist der Führer, verflucht und verschissen!«

Hinter ihr wurde eine Stimme laut: »Frau Gattringer!«

»Luzifer soll alles holen, was sich regt!«, kreischte die alte Frau, während sie ein Pfleger von der Tür wegzerrte.

»Alles, was irgendwann gelebt hat, das gehört ihm schon!«

Die Glastür fiel zu.

WIR MALTEN MIT Filzstiften Monster in unlinierte Schulhefte und gaben den Monstern Namen. In unseren Bildern verschmolzen verschiedene Tiere miteinander und menschliche Figuren bekamen groteske Körperteile: dornenbesetzte Tentakel, Hufe und Reißzähne, zwei Bärenköpfe, Pranken aus Feuer, Mondsteinhaut, Skelettflügel, Schlangen anstatt von Armen, dreizehn Hörner auf einem Nackenschild aus Stahl. All unseren Monstern fehlte der Hals. Ihre Augen saßen auf Höhe ihrer Schultern.

»Stammen die alle von der Schildkröte ab?«, fragte Vater, als er eines unserer Hefte durchblätterte.

Er schmunzelte. Wir senkten den Kopf. Vater schlug die nächste Seite auf.

»Ah, ein Drache«, sagte er und deutete auf die Bibel, die offen neben ihm lag. »Da kommt auch ein Drache vor.«

Vater gab uns das Heft zurück, steckte sich eine Zigarette in den Mundwinkel und zog sein Sturmfeuerzeug aus der Hosentasche.

»Hatte Jesus einen Drachen?«, fragten wir.

(...)

UNSERE SCHWESTER HOCKTE auf dem Teppich im Wohnzimmer und breitete Frischhaltefolie vor sich aus. Auf die Folie legte sie einen Kreis aus Zuckerln. Danach steckte sie sich ein Zuckerl nach dem anderen in den Mund, abwechselnd ein gelbes und ein oranges. Wir taten es ihr gleich: gelb, orange, gelb, orange, orange.

»Falsch«, sagte unsere Schwester mit prall gefüllten Backen.

Wir lachten, warfen den Kopf in den Nacken, ein Zuckerl rutschte in die Luftröhre. Wir rissen die Augen auf, rangen nach Atem, beugten uns vor, die übrigen Zuckerl fielen uns aus dem Mund. Erst dachte unsere Schwester, wir würden nur Spaß machen, schließlich aber begann sie uns auf den Rücken zu schlagen, anfangs zögerlich, dann schmerzhaft fest. Wir erbrachen auf den Teppich.

»Alles ist gut«, sagte unsere Schwester, sprang auf, schleifte den Teppich über das Parkett und zerrte ihn vor die Haustür.

Danach ging sie in den Keller und ließ uns ein Bad ein. Sie prüfte die Temperatur des Wassers, wir mussten uns in die Wanne legen.

»Ich mache Kakao«, sagte unsere Schwester und verschwand nach oben.

Ein paar Minuten später gab es einen Stromausfall. Mit einem Mal lagen wir in völliger Dunkelheit. Von nun an wollten wir immer ohne Licht baden. Manchmal ließen wir ein Teelicht flackern.

»Deine Schwester kann schon auf sich selbst aufpassen, aber noch nicht auf dich«, sagte Vater am Abend.

Wenn Mutter in der Klinik bleiben und Vater arbeiten musste, brauchte es von nun an immer einen Erwachsenen, der nach der Schule auf uns aufpasste: unsere Tante oder die Nachbarin. War schulfrei, brachte Vater uns zu seiner Mutter. Unsere Schwester weigerte sich bei der Aschbach-Großmutter zu übernachten. Sie ekelte sich vor den fetten Fleischfliegen in der Stube und fand, dass die Bettwäsche nach Kuhfladen stank. Manchmal nahm sich Vater Urlaub. Er konnte nichts kochen außer Frankfurter.

VATER SETZTE UNS mit einer Sporttasche voller Gewand in Aschbach ab. Großmutter winkte Vaters Auto nach, der Kater schnupperte an unseren Schuhen. Der Boden im Hof war gesprenkelt mit Hühnerkot, vor der Stallmauer wölbten sich Inseln aus hart gewordenem Schnee. In der Stube goss uns Großmutter einen Löffel Ribiselmarmelade mit kaltem Wasser auf und schenkte sich ein großes Glas Most ein. Das Gulasch auf dem Herd schlug Blasen. Die Hauptspeise wurde aus demselben Teller gegessen wie die Suppe davor und der Grießkoch danach. Am Abend schaute uns Großmutter beim Zeichnen zu, schlief im Sitzen ein, erwachte wieder, füllte ihr Glas auf und erzählte. Früher hatten zum Haus Getreidefelder gehört und der Stall war voller Tiere gewesen. Heute war der Misthaufen seinen Namen nicht mehr wert. Unser Onkel, Vaters jüngerer Bruder, hatte nach Großvaters Tod den Betrieb übernommen, aber bald genug von der Landwirtschaft gehabt, und war mit seiner Frau in die Schweiz ausgewandert. Ein paar Kühe und die Hühner hatte sich Großmutter behalten. Sie brauchte etwas Leben um sich herum. Nur drei ihrer Kinder hatten das Erwachsenenalter erreicht. Die anderen drei waren jung gestorben. Eines hatte den Schlitten über den gefrorenen Tümpel gezogen und war ins Eis eingebrochen, eines hatte verdorbene Würste gegessen, eines war behindert zur Welt gekommen und in der Nacht nach seiner Taufe nicht mehr aufgewacht.

(...)

»Das heißt nicht Plüschiater«, sagte die Aschbach-Großmutter.

Sie schlug die Sohlen unserer Winterschuhe gegeneinander, Schneekristalle spritzten auf ihren Kittel, es hallte im Hof.

»Das heißt Psychiater«, sagte sie und entfernte mit ihren gelben Fingernägeln Labkrautsamen aus den Klettverschlüssen. »Und davon gibt es schon genug auf der Welt. Willst du nicht lieber Pfarrer werden?«

Die alte Laterne schwankte. Der Wind beugte die Wipfel der beiden Kastanienbäume und drückte die Flügel des Hoftores auf. Wir schauten hinaus in die Düsternis. Wir warteten darauf, dass mit einem Mal die Hügel zerreißen, dass ein Feuerturm aus dem gefrorenen Ackerboden bricht und den Nachthimmel erleuchtet, in weiten Bögen Gestein in die Bäche geschleudert wird, während sich ein Drache aus den Schatten vor uns löst und das Wort an uns richtet, *ein Drache, groß und feuerrot, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und mit sieben Diademen auf seinen Köpfen. Sein Schwanz fegte ein Drittel der Sterne vom Himmel und warf sie auf die Erde herab.* Die Wolkendecke knisterte.

»Morgen kommt Mutter wieder heim«, sagte Vater am Telefon. »Nach dem Frühstück hole ich dich ab und dann fahren wir gemeinsam zu ihr. Geht es dir gut?«

Großmutter zwängte ihr offenes Bein in eine braune Stützstrumpfhose. Der Kater schärfte seine Krallen an einem Holzscheit. Die Gasflammen des Herdes zischten.

»Ja.«

In der Nacht schlichen wir in die Stube, nippten am Most, spuckten aus, naschten vom Rhabarberkuchen und malten bei Kerzenschein Monster in unser Heimatkundeheft: eine Riesenspinne, ein Gespenst mit neun Herzen und zuletzt einen Kampfroboter, der brennende Fische abfeuern kann. Hatten wir ein Monster fertiggemalt, schrieben wir seinen Namen über das Bild: *Oktama, Egonil, KRX-2000*. Unter dem Bild notierten wir, wo das Monster zu finden ist: Rattenhaus, Kalter Urwald, Galaxis. Wir bliesen die Kerze aus und beobachteten, wie der Rauch vom Docht aufstieg, sich kräuselte, breiter wurde, verblasste.

Auf dem Weg zurück in unser Zimmer wollten wir mit dem Fuß ein welkes Blatt zur Seite wischen, das mitten auf dem Gang lag. Doch als wir es anstießen, löste sich ein Ärmchen aus dem dunklen Fleck und ein kleiner Flügel spannte sich auf. Uns entfuhr ein Schrei, wir zogen den Fuß zurück. Die Fledermaus hob ein wenig ihren Kopf. Ihr blieb nicht mehr viel Zeit. In wenigen Sekunden würde das Licht angehen, die Schlafzimmertür sich öffnen und die Großmutter den Reisigbesen aus der Küche holen.

»Ihr habt mir so gefehlt«, sagte Mutter, stellte ihren Koffer auf dem Asphalt ab, ging in die Hocke, schloss erst unsere Schwester, danach uns in ihre Arme. In einer Pfütze des Parkplatzes spiegelte sich eine Wolke, die wie ein Einhorn aussah. Wir blickten hoch, Mutter drückte unseren Kopf zurück an ihre knochige Schulter.

»Ihr habt mir so gefehlt.«

(...)

Aus: Stephan Roiss, Triceratops, Verlag Kremay & Scheriau, Wien 2020, Seiten: 9-12 & 15-19

Stephan Roiss ist Autor & Musiker (Äffchen & Craigs, Fang den Berg). Sein Debütroman »Triceratops« stand 2020 auf der Longlist des Deutschen Buchpreises. www.stephanroiss.at

---

Für 16. Dezember wäre eine Lesung daraus im Saal der Stadtwerkstatt geplant gewesen, wegen des Lockdowns wird dieser Termin verschoben.









Impressum versorgerin Nr. 0132 / dezember 2021 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . coversujet: hausfassade berlin-kreuzberg . cover: versorgerin redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**